FANNY LEWALD

Helmar

WHINK E-BOOKS

HELMAR

Roman

FANNY LEWALD

Berlin
Otto Janke, 1880.

IMPRESSUM

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

[Vorwort]

Erstes Kapitel
Zweites Kapitel
Drittes Kapitel
Viertes Kapitel
Fünftes Kapitel
Sechstes Kapitel
Siebentes Kapitel
Achtes Kapitel
Neuntes Kapitel
Zehntes Kapitel
Elftes Kapitel
Zwölftes Kapitel
Dreizehntes Kapitel
Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechszehntes Kapitel
Siebzehntes Kapitel
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Vierundzwanzigstes Kapitel

Zu diesem E-Book

Dem Geheimen Medicinalrath
Prof. Dr. Friedreich
in Heidelberg.

Verehrter, lieber Freund!
Nehmen Sie und Ihre Frau dies Buch als Ihr besonderes Eigenthum, freundlich auf die nächste Sommerreise mit; und denken Sie meiner so oft und so gern, als ich mich der hülfreichen Theilnahme erinnere, die Sie meinem Manne angedeihen lassen und der Güte, die Sie mir erwiesen. Herzlich die Ihre — und auf Wiedersehen!

Berlin, 26. April 1880.
Fanny Lewald-Stahr.

[1] Sie erinnern sich vielleicht, daß im Jahre 1855 ein Freundeskreis, der sich hauptsächlich aus Künstlern zusammensetzte und sich in Paris während der großen Ausstellung unerwartet zusammenfand, auf den Gedanken kam, daß Jeder von ihnen seine Lebensgeschichte für die Anderen niederschreiben, und somit eine Reihe von Aufzeichnungen angesammelt werden sollte wie der Abbé im »Wilhelm Meister« sie in dem geheimnißvollen Thurme für die von ihm geleiteten Menschen niedergelegt hatte.

Der römische Bildhauer Marchese Benvenuto hatte rasch und mit gewohnter Lebendigkeit den Anfang gemacht. Unser Freund, der Maler Helmar, hatte uns lange auf die Erfüllung seiner Zusage warten lassen. Aber da er, als einer der ersten Genremaler unserer Zeit, von Anforderungen und Bestellungen immer hingenommen, nebenher, wie fast alle Künstler, kein Freund [2] vom Schreiben war, so hatten wir uns in Geduld zu fassen gehabt.

Um so erfreulicher kam uns denn nach längerer Zeit das Heftchen, das ich mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß hiemit der Oeffentlichkeit übergebe. Seine Eigenart ist darin unverkennbar. Nur ein Maler, und ein Maler wie er, der sich mit liebevollem und feinem Sinn in das Kleine zu versenken gewohnt ist, kann sich kund geben wie er, ohne über das Einzelne das große Ganze zu vergessen. Ich lasse sein Manuskript folgen, wie ich es erhalten habe.

Es giebt viel weise Lebensregeln, viel tiefsinnige Wahrheiten — mit den Worten hebt es an — aber als der Inbegriff aller Weisheit erscheint mir, seit ich hier vor dem Schreibtisch sitze, das alte Sprüchwort: »Schuster, bleibe bei deinem Leisten!«, obschon ich für mein Theil, wie Sie erfahren werden, demselben im Leben nicht Folge geleistet habe.

Seit einer Glockenstunde sitze ich nun da, überlegend, wie man es anfangen müsse, den Anfang seiner Lebensgeschichte zu schreiben. Bei dem Worte »Anfang« kommt mir aber gar nichts in

den Sinn als das bib[3]lische: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde«, wobei ich nicht zugegen gewesen bin, so daß ich davon aus meiner eigenen Erfahrung, um die es sich hier handelt, nichts zu sagen weiß.

Indeß über mich selber ist, je mehr ich darüber nachdenke, auch nicht viel zu sagen; denn es steckte mir immer das nämliche hoffnungsselige Herz im Leibe, das nicht lassen konnte von seinem Träumen und Wünschen. Was man mir nachher gelegentlich als Muth und als Beharrlichkeit anzurechnen beliebt hat, das war nichts weiter als der blinde Glaube eines armen, dummen Jungen, der von der Welt nichts kannte und darum auf sie vertraute, als wäre sie nur für ihn geschaffen, und als müsse es in ihr so zugehen und werden, wie er's gerade brauchte.

Hätte ich nur vor diesem Blatt Papier auch wieder die derbe Zuversicht der Unwissenheit, und nicht den heillosen Respekt vor Allem, was an das schriftliche Darstellen heranstreift! — Wie einem Fisch auf dem Trockenen ist mir zu Muthe!

Die Augen sind da und die Hände sind da, mit denen ich sonst, wenn ich den Pinsel führe, flott und lustig vorwärts komme; aber schreibend bin ich nicht in meinem Element. Es ist, als hätte ich's [4] heute erst zu lernen. Ich schnappe vor Unbehagen ordentlich nach Luft!

Warten Sie! So wird es gehen! Ich will Ihnen erst einmal die Gegend zeichnen und das Schloß darstellen, in dessen Bereichen ich, wenn auch nicht wie unser Herr und Heiland in der Krippe, so doch nahe genug an derselben, geboren und zwischen dem lieben Gethier herangewachsen bin.

Hier brach das Schreiben ab, und Helmar hatte mit unverkennbarem Behagen eine vortreffliche Federzeichnung eingeschaltet, wie denn das ganze kleine Manuskript auf das Geistreichste mit zierlichen Skizzen von ihm ausgestattet, und an

und für sich eine wirkliche Genremalerei geworden ist.

[5]

ERSTES KAPITEL

Sehen Sie, fuhr er darnach fort, das ist Schloß Waldritten, das alte Herrenhaus der Güter, welche bei uns zu Lande noch immer die Waldern'schen Güter heißen, obschon der letzte Waldern seit einer Reihe von Jahren gestorben ist, und sein Schwiegersohn, der Mann seiner einzigen Tochter, der General Marville, sie mit seiner Frau überkommen hat. Seitdem nennt die Familie sich nun von Waldern-Marville.

Die Herren von Waldern waren ein altadeliges Geschlecht aus dem Cleve'schen, das zur Zeit des großen Kurfürsten sich in unserer Provinz, in Ostpreußen, niedergelassen hatte. Da sie reich, und Grund und Boden damals bei uns zu Lande billig gewesen waren, hatten sie einen großen Besitz zusammengebracht, und inmitten [6] desselben, auf und in den Ueberresten einer alten Ritterburg, sich das Schloß errichtet, das ich Ihnen hier in diesen Blättern gezeichnet habe und das noch heute mit seinen Bogenfenstern und dicken, plumpen Thürmen sich in dem See zu seinen Füßen spiegelt.

Auch die Marville stammten, wie schon ihr Name zeigt, nicht aus unserer Gegend. Sie gehörten zu der französischen Kolonie, die nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes sich in Berlin festgesetzt und die, weil sich in ihren Mitgliedern sehr tüchtige und geschickte Leute befunden hatten, dort zu Ansehen und zu Ehren gekommen war.

Der General von Marville war eines Seidenfabrikanten Sohn und in dem Geschäfte seines Vaters thätig gewesen, bis er 1813 als

Freiwilliger in die preußische Armee eingetreten war. Er hatte die beiden Feldzüge gegen die Franzosen mit großer Tapferkeit mitgemacht, hatte in der Schlacht von Kulm aus des Königs eigenen Händen das Offizierspatent empfangen und war, da er Neigung für das militärische Leben gewonnen hatte, nach dem Frieden aus dem Geschäfte seines Vaters ausgetreten, und in der Armee verblieben.

Schon in dem ersten Feldzuge hatte er den Lieutenant von Waldern kennen gelernt und sich mit ihm [7] befreundet. Der zweite Feldzug hatte sie noch enger verbunden, und sie hatten in zahlreichen Schlachten und Gefechten nebeneinander gekämpft und gesiegt, als der junge Waldern in der Schlacht von Ligny an Marville's Seite sein frühes Ende gefunden. Wie der stattliche Hauptmann dann nach errungenem Frieden in das Schloß Waldritten gekommen war, sein Versprechen zu erfüllen, und den Eltern und der einzigen Schwester seines gefallenen Freundes die letzten Grüße desselben persönlich zu überbringen, hatte er sich in die schöne Helmina von Waldern verliebt und ihre Neigung rasch für sich gewonnen.

Indeß eine Heirath mit einem Bürgerlichen, wenn er auch die Epaulettes trug, war nicht nach dem Sinne von Helminas Eltern gewesen. Das zärtliche Paar hatte also eine Reihe von Jahren warten müssen, ehe der alte Herr von Waldern sich nach dem Tode seiner Frau entschlossen, dem inzwischen in den Adelstand erhobenen Major von Marville, bei dessen wiederholter Werbung die Hand der einzigen Tochter, und mit derselben die Anwartschaft auf das Waldern'sche Erbe zuzusprechen.

In der heißen Mittsommernacht, welche auf dem Schlosse die Liebenden endlich vereinigte, brachte in [8] einer der Hofwohnungen desselben meine Mutter mich zur Welt.

Mein Vater war des Herrn von Waldern Kammerdiener. Am Morgen, als er dem Herrn Major von Marville und dessen junger Frau, die mein Vater manch' liebes Mal herumgetragen, zum ersten Male in ihren Zimmern das Frühstück aufzudecken hatte, konnte er es nicht unterlassen, ihr von dem neuen Zuwachs zu seinem

Familiensegen Kunde zu geben und ihr zu vermelden, daß ihm zu seinen zwei Söhnen jetzt der dritte geboren sei: ein Junge, größer und dicker noch, als die beiden anderen,

»Das soll uns ein gutes Zeichen sein, Helmina!« hatte darauf der Major zu seiner schönen Frau gesagt. Sie hatten sich umarmt und der Major hatte meinem Vater ein paar Thaler geschenkt, die Wöchnerin zu pflegen. Die junge Frau aber hatte dem Vater die Zusicherung gegeben, meine Pathe sein zu wollen und ihm die Sorge für mich tragen zu helfen.

Einige Tage darauf verließen die jungen Herrschaften das Schloß, um sich nach der Garnison des Majors zu verfügen, der damals in den Rheinprovinzen stand. Vier Wochen später bekam ich denn in der Taufe, wie die junge Gnädige es angeordnet hatte, [9] ihr zu Ehren den Namen Helmar, den in unserer Gegend keine Christenseele führte oder kannte. Mein Vater wußte natürlich aus dem Namen nichts zu machen, meiner armen Mutter kam er wie eine Art von Schandfleck für mich vor. Da aber die Frau von Marville es festgesetzt hatte, daß für mich aus dem Rentamte bis zu meinem vierzehnten Jahre monatlich ein Bestimmtes gezahlt werden sollte, so mußte die Mutter sich den landfremden Namen, dem sie zu ihrer christlichen Beruhigung noch die Namen Gottlieb Christian angehängt hatte, natürlich gefallen lassen, wie eine Mutter es etwa hinnehmen muß, wenn ihr ein Kind mit einem sechsten Finger an der Hand geboren wird, der auch nicht gerade schadet oder hindert, der aber doch häßlich aussieht und nicht so ist, wie es für ordentliche Leute sich gehört und schickt.

Ordentliche Leute aber waren meine Eltern durch und durch, und auf ihre Weise auch höchst angesehene Leute. Mein Vater nahm sich sehr herrschaftlich aus, wenn er mit seiner großen mageren Figur in dem langen hechtgrauen Rock mit den roth und gelben Aufschlägen vom Schlosse kam, und noch viel vornehmer wenn er zur Winterzeit, in seinem ebenfalls hechtgrauen Mantel mit den sieben Kragen, den hohen Hut auf [10] dem Kopfe, hinten auf dem Wagen stehend, die Herrschaft nach der Kirche brachte. Er nickte

dann auch immer, wie der Herr von Waldern selber, gnädig mit dem Kopfe, wenn die Leute vor demselben den Hut abzogen; und nächst dem Herrn und dem Inspektor stand auf dem Hofe Niemand so in Ansehen als der Kaspar.

»Pass' Er darauf,« sagte der alte Herr an dem Morgen, an welchem der Major mit seiner jungen Frau das Schloß verließ, »pass' Er darauf, daß den jungen Herrschaften nichts mangelt für die Reise. Der Bursche des Herrn Major ist ein Narr mit seinem gewichsten Haar, der den Teufel nichts versteht und an gar nichts denkt. Ich verlasse mich auf Ihn!«

»Kaspar, daß Du mir auf den Vater Acht giebst!« sagte mit Thränen in den Augen die junge Frau. »Auf die Mamsell ist kein Verlaß. Die hat, so alt sie ist, nichts im Kopf als den Inspektor. Du weißt, was der Vater braucht. Du mußt ihm Alles schaffen, was ich ihm sonst besorgte. Und Du läßt mir's schreiben, wenn ihm irgend etwas fehlt oder ihm irgend etwas zustößt. Was Du an meinem Vater thust, das vergelte ich Dir an Deinem Jungen, meinem Pathkind!«

Der alte Herr hatte sich dabei abgewendet und [11] war sich unvermerkt mit der Hand über die Augen gefahren.

Die junge Frau hatte zuletzt bitterlich geweint, hatte meinem Vater die Hand gegeben, und es war ihm selber weich um's Herz geworden. Er hatte sich jedoch gesagt, daß es gegen den Respekt sei, wenn ein Diener sich mit Weinen oder Lachen verginge neben der Herrschaft, und thäte, wie wenn er auch zu ihr gehörte. Er hat es also rasch verbissen. Aber Wort hat er der gnädigen Frau gehalten. Er hat den Herrn gepflegt bis an das Ende; und die Frau von Marville hat ihr Versprechen ebenso wahr gemacht. So oft sie ihrem Vater etwas überschickt, hat sie auch immer irgend etwas für mich beigelegt, so daß es meinen Eltern eine große Hülfe gewesen ist und sie sich gutgestanden haben. Was Noth und Sorgen sind, das haben sie nie gewußt, weder zu des alten Herrn Zeiten, noch nachher.

ZWEITES KAPITEL

So lange der alte Herr von Waldern lebte, wohnte mein Vater in dem Schlosse. Er kam immer nur wie die großen Herren der alten französischen Zeit in sein kleines Haus hinüber, sich an der Seite seiner Frau von dem strengen Herrendienste zu erholen, und dann zugleich über seine heranwachsende Nachkommenschaft mit fester Hand gewissenhaft seine Vaterpflichten auszuüben.

Ein eigenes Haus besaß er freilich nicht. Aber wir hatten in dem Langbau, der nach der einen Seite den Wirthschaftshof einfaßte, da wo der Langbau an die Brennerei anstieß, neben des Brenners Wohnung unsere Wohnung mit besonderem Eingang; und meine Eltern wußten sich etwas damit, daß sie ihr Haus zu[13]schließen und den Schlüssel in die Tasche stecken konnten, wenn sie ausgingen. Denn die Häuser der Käthner und Miethsleute, von denen drei, viere unter einem Dache wohnten, mußten immer offen bleiben, und nur die Stuben konnten geschlossen werden. Die Mutter steckte auch ihren Schlüssel immer mit ganz besonderem Behagen in die große Tasche, die sie unter dem Rocke trug; und da sie von jeher zur Aushülfe bei dem Scheuern und bei der großen Wäsche in dem Schlosse beschäftigt worden war, so daß sie in demselben gleichsam den freien Eintritt hatte, ließ sie es deshalb in ihrer Stube und Kammer und an uns Kindern, wenn sie nur Zeit hatte, an dem nöthigen Scheuern und Waschen auch nicht fehlen, ohne daß deshalb unserer persönlichen Freiheit Abbruch gethan worden wäre.

Bis zum Ende meines siebenten Jahres lebte ich denn auch in

unbeschränktester Naturwüchsigkeit auf dem großen Hofe zwischen Allem, was in einem solchen läuft und fleucht und kreucht, und gedieh mit und unter dem vielen Gethier in höchstem Wohlbehagen, wie dieses selber. Ich war größer und stärker noch, als die anderen Jungen meines Alters, und wenn mein Vater das bemerkte, pflegte er regelmäßig hinzuzusetzen, daß ich dafür auch der Nichtsnutzigste von Allen, und [14] daß es gar nicht abzusehen sei, wie einmal aus mir ein ordentlicher Diener werden solle. Denn daß ich ein solcher werden müsse, stand bei meinem Vater wie bei meiner Mutter fest; besonders da die Gnädige, wie man die Tochter des Schloßherrn nach ihrer Verheirathung und Entfernung bei uns in Waldritten schlechtweg bezeichnete, in einem Briefe geschrieben hatte, sie hoffe, daß ich einmal ein ebenso verläßlicher Diener werden würde als mein Vater.

Sie hatte es dabei meinem Vater auch ausdrücklich eingeschärft, daß er mich etwas Ordentliches lernen lassen sollte; und obschon er von den Dienern, die schreiben konnten, nicht viel hielt, weil nach seiner festen Ueberzeugung diese Kunst das Gedächtniß schwächte, hatte er, der Herrschaft immerdar gehorsam, es dem Kantor, der bei uns die Schule hielt, auf die Seele gebunden, mir das Nothwendige beizubringen. Vor Allem sollte er es mit dem Einmaleins recht genau nehmen, denn im Kopfe ordentlich rechnen zu können, das sei die Hauptsache für einen Diener.

Der Kantor that auch wirklich, was an ihm war, aber gerade mit dem Rechnen wollte es gar nicht bei mir fort. Dafür gelang es mit dem Schreiben um so besser, obgleich es mir ganz einerlei war, was ich [15] schrieb, und der Sinn der Worte mich nicht im geringsten kümmerte.

Es war das Nachmalen der Buchstaben, das mir Vergnügen machte. Ich glaube, ich hätte damals mit fröhlicher Gemüthsruhe mein Todesurtheil abgeschrieben, hätte ich es in schönen, womöglich recht verschnörkelten Lettern vor mir gehabt. Ich malte das Titelblatt des Katechismus und das Titelblatt der Bibel ebenso nach, wie das Titelblatt der Fibel, oder die groß gedruckte

Aufschrift der Zeitung, wenn mir eine solche einmal in die Hände kam. Und da es mir daneben wohl begegnen konnte, zwischen diesen Schreibereien und mitten in meinen Büchern ein Ding hinzumalen, das einem meiner guten Bekannten, das heißt einem Hunde, einem Schafe oder einem Pferde ähnlich genug sah, so konnte es an mancher Tracht Schläge mir nicht fehlen. Mein armer Vater lebte deshalb in der ihn niederbeugenden Ueberzeugung, daß ich zu einem herrschaftlichen Bedienten viel zu dumm, und höchstens einmal in der Amtsschreiberei zu gebrauchen sein würde, wenn die Herrschaften die Gnade haben sollten, mich in derselben unterzubringen.

Auf die Weise kam ich bis in mein vierzehntes Jahr und ging bereits zum Pastor in die Kinderlehre, [16] ohne mich durch irgend Etwas ausgezeichnet zu haben, als durch meine Größe und Stärke und durch meine schon erwähnte Nichtsnutzigkeit. Da kam die Nachricht in das Schloß, daß der Herr Obrist den militärischen Dienst aufgeben, nach Waldritten ziehen und künftig ganz auf seinen Gütern leben werde.

Das war ein großes Ereigniß für das Dorf und für die Umgegend. Seit der alte Herr, zwei Jahre nach seinem siebenzigsten Geburtstage, gestorben, war es im Schlosse todt und still gewesen, und wenn sie meinem Vater auch seinen Gehalt und seine Kost belassen hatten wie vordem, hatte er doch immer gesagt, daß das kein rechtes Leben sei und daß die Herrschaft auf das Gut gehöre. Nun man wußte, daß sie kommen würde, bekam Alles gleich ein anderes Ansehen. Jeder hatte seine Gedanken darüber, denn die Ankunft der Herrschaften nahm sofort alle Köpfe in Anspruch, und das neue Leben gab sich auch äußerlich sehr bald kund. Es ging damals gegen den Winter und die Herrschaften wollten erst im Frühjahr auf das Gut ziehen, dennoch kam lange vor Weihnachten ein Baumeister in das Schloß, der verschiedene Handwerker im Gefolge hatte. Man fing an, in den Zimmern Thüren [17] durchzubrechen, andere Fenster einzusetzen und Aenderungen mancher Art zu machen.

Mein Vater schüttelte dazu bedenklich den Kopf. Er meinte, so, wie das Haus gewesen, habe man es überall im Winter warm und im Sommer kühl gehabt; nun sie mehr Licht und Luft hineinschaffen wollten, würden sie nichts als Zugwind und die Gicht hineinbringen; und ob die Menschen künftig darin so alt werden würden wie bisher, das würden sie erst noch zu erleben haben. Luftiger und windiger seien die Zeit und die Leute jetzt freilich allerwärts, ständiger und handfester seien sie aber vordem gewesen.

Für mich indessen hörte, wenn ich mich in das Haus hineinschmuggeln konnte, von früh bis spät das Vergnügen dort nicht auf, seit die Handwerker ihr Wesen darin trieben. Besonders seit die Maler in den Zimmern beschäftigt waren, die mich ihre Töpfe hin und her tragen, mich endlich gelegentlich sogar beim Farbenreiben helfen ließen, kam ich nicht mehr aus dem Schlosse, als bis der Hunger mich nach Hause trieb.

Die Maler und ihre Hantirung waren mein Taggedanke und mein Traum. Mein ganzer Sinn war darauf gerichtet, einen Topf voll Farben, einen [18] Pinsel und eine Schablone zu besitzen. Denn mit einem Pinsel so über ein dickes, kunstvoll ausgeschnittenes Papier in aller Sicherheit hinwegstreichen zu können, und nachher die schönen, regelmäßigen Figuren vor sich zu sehen, die man auf diese Weise zuwege gebracht hatte, das schien mir ein beneidenswerthes Glück. Ich wurde es nicht müde, die Borte in der einen Stube zu betrachten, in der goldgelbe und himmelblaue Vögel an den großen rothen Kirschen naschten, welche in dicken Bündeln aus dem Grün der Blätter hervorsahen. Ich versuchte im Sand und auf der Schiefertafel und mit Kreide und Kohle an den Wänden und Zäunen die kirschenessenden Vögel nachzumalen, und neben dem Verlangen nach den Farben brannte mir ein schmerzlicher Neid gegen die Maler in der Seele, welche die Farben und die Erlaubniß hatten, diese Herrlichkeiten an den großen schönen Wänden auszuführen. Maler wollte ich werden und nichts Anderes auf der Welt.

Davon war zunächst indessen keine Rede, wohl aber von dem

feierlichen Empfange, den man der Herrschaft auf dem Gute zu bereiten dachte. Es war noch sehr lange bis zum Frühjahr hin, als der Kantor mich schon alltäglich den feierlichen Glückwunsch schreiben [19] ließ, mit welchem ich, als ihr Pathe, die gnädige Frau empfangen sollte.

»Ich gratulire der hochgeborenen gnädigen Frau, meiner allergnädigsten Frau Pathin, zu Hochdero gnädiger Ankunft auf Hochdero unterthänigen Gütern als Hochdero unterthänigster Pathe und Diener Helmar.«

Das schrieb ich Tag für Tag, ohne es müde zu werden; aber um so mehr hatte ich es satt, bei meinem Vater den Kratzfuß einzulernen, der einem rechtschaffenen Diener vor seiner Herrschaft zukam, und mit welchem ich der gnädigen Frau meinen Glückwunsch überreichen sollte, wonach dann das Uebrige sich von selber finden würde.

Es hatte immer geheißen, die Herrschaften würden mit dem ersten Frühjahr in Waldritten eintreffen. Indeß die Schwalben waren bereits wieder gekommen, die Störche hatten ihre alten Nester auf dem Pfarrhause und auf den Scheunendächern schon bezogen, die Bäume trugen ihr klares, grünes Laub, und selbst die alten Steineichen, welche bei uns erst in der zweiten Hälfte des Maimonats, nach den drei strengen Herren auszuschlagen pflegten, entfalteten allmälig ihre jungen röthlichbraunen Blätter; nur die Herrschaften ließen [20] noch immer auf sich warten. Jedoch die Wagen mit den Möbeln und mit den großen Kisten und Kasten waren längst angekommen und von dem Diener, der sie begleitet hatte, an Ort und Stelle untergebracht worden.

Der Inspektor, dem immer Nachrichten von ihnen zukamen, sagte, daß der Herr Obrist, der mit dem Range eines Generals aus der Armee entlassen worden war, noch in der Hauptstadt verweile, um sich Seiner Majestät dem Könige vorzustellen und um die spätere Aufnahme des Junkers in die Kadettenanstalt vorzubereiten, denn er sollte in das Militär eintreten, in dem sein Vater zu Ehren gekommen war.

Man wartete also und wartete, bis der Bote eines Morgens den Brief von der Poststation mitbrachte, in welchem die Ankunft der Herrschaften auf den nächsten Sonnabend angekündigt wurde.

Nun ging erst das rechte Leben an. Acht Pferde wurden in die Stadt geschickt, die Herrschaft hinauszuholen. In allen Scheunen wurde gekehrt, in allen Ställen, obschon sie immer gut gehalten waren, gründlich gereinigt. Die Wagen und das Sielenzeug wurden bis auf die letzte Schraube und auf die letzte Schnalle nachgesehen und geputzt, die Feuerspritze untersucht [21] und probirt. Die Pflüge, Eggen und Karren wurden zur Probe im Hofe zusammengefahren und aufgestellt, weil sie sich vor dem Herrn General regelrecht wie eine Batterie präsentiren sollten. Der Inspektor wußte es durch den Diener, der einst des Herrn Generals Bursche gewesen war und seit langen Jahren in seinem Dienste stand, daß militärische Ordnung dem Herrn General das Höchste sei, und daß, was nicht biegen wolle, bei ihm brechen müsse.

Im Schlosse ging es noch ganz anders als im Hofe her. Die Treppen und Fluren, Küche und Kammern wurden zum so und so vielten Male auf's Neue unter Wasser gesetzt. Es war ein Ordnungschaffen, daß Alles drunter und drüber ging, daß die Mägde und Weiber mit den Köpfen und den Zubern gegen einander rannten. Vor der Gärtnerwohnung wurden ganze Berge von Tannen aufgestapelt. Die Mädchen und Jungen aus dem Dorfe flochten unter des Gärtners Leitung die Gewinde, mit denen die Gerüste, welche der Stellmacher schon vor Wochen am Hofthor und an der Thür des Schlosses zusammengenagelt, in Ehrenpforten verwandelt werden sollten. Es war ein rastloses Treiben und Leben.

Dafür sah es aber auch prachtvoll aus, als [22] Ehrenpforten fertig, als die Tafeln mit den roth gemalten Worten: »Willkommen und Vivat hoch!« in die Bogenwölbung befestigt, als wir Kinder vom Hofe und aus dem Dorfe am Sonnabend Nachmittag in Reih' und Glied — denn in Reih' und Glied war zu Ehren des Generals bei uns das Losungswort geworden — an dem Hofthor aufgestellt waren und die beiden großen Reisewagen dann endlich in den Hof

hineinfuhren.

Das Peitschengeknall, die acht Pferde, die Menschen in den Wagen, das Vivatrufen, das wir aus allen Kräften zu verüben angewiesen waren, und über all'das hinaus die beiden Ehrenbogen — das war gar zu herrlich! Ich dachte, so müßte die Pforte aussehen, die in das Paradies und in die Gärten einführt, in welchen die himmlischen Heerschaaren wohnen und die Frommen die ewige Seligkeit genießen.

Selbst heute noch reichen weder der Titusbogen, noch der Arc de l'Etoile in meiner Erinnerung an die Pracht dieser heimischen Ehrenpforte hinan. Und den goldenen Sonnenschein, der jenen Abend in meiner Phantasie umleuchtet, habe ich auf der Erde schöner nie gefunden.

[23]

DRITTES KAPITEL

Es war uns streng verboten, nach der Ankunft der Herrschaften an die Rampe des Schlosses heranzugehen, aber von unserer Thüre aus konnte man ganz genau beobachten, wie die beiden Diener die Wagen abpackten, wie das Alles rasch ging und wie sie meinem Vater Dies und Jenes zu tragen gaben, ihn dann wieder auf die Seite schoben, ihm befahlen, als ob das Befehlen auf dem Hofe nicht an ihm gewesen, als ob er nicht älter als sie gewesen wäre.

Ich merkte es dabei eigentlich zum ersten Male, daß der Vater schon bei Jahren war. Neben den blank frisirten beiden Dienern, die jung und wie die Herren angezogen war, sah er mit seinem grauen Krauskopf, mit seinem langen grauen, roth und gelb aufgeschlagenen [24] Rocke, den er, seit der Herr todt war, immer an den Sonn- und Feiertagen angezogen hatte, mir mit einem Male nicht mehr so vornehm als bisher aus.

Es blieb mir jedoch nicht Zeit, lange darüber nachzudenken, denn bald nachdem sie angekommen waren, gingen die Herrschaften sammt und sonders über den Hof: der Herr General in seinem langen Offiziersrock mit der Feldmütze auf dem Kopfe und die gnädige Frau an seinem Arm. Der Hofmeister mit dem Junker, und ein blondes, junges Frauenzimmer mit einem kleinen Mädchen an der Hand, das so schön war, wie ich in meinem ganzen Leben nie Etwas gesehen hatte.

Bis dahin hatte ich immer gedacht, schöner als die vier Engel über der Orgel könnte gar Nichts sein; aber das kleine Mädchen mit dem braunen Lockenkopf und den großen Augen war noch sehr viel

schöner als die dicken rothbackigen Engel in der Kirche; und wenn es auch die Flügel nicht an den Schultern trug, die mir immer so sehr gefallen hatten, so flog doch das weiße Röckchen und flogen die blauen Bänder, die es um den Leib gebunden hatte, lustig hinter ihm her, so oft es, bemüht, sich von der Hand des Fräuleins loszumachen, bald hier, bald dorthin sprang und den [25] lachenden Kopf zurückwarf, daß die braunen Locken sich bewegten, wie im See das weiche braune Röhricht, wenn der Wind durchging.

Der Inspektor, der neben dem General einherschritt, führte sie überall herum. Er sprach und der General sprach, und wenn der Inspektor redete, so bückte er sich und der General nickte beifällig mit dem Kopfe. Sie besahen die Ställe, die Wagenremise, sie guckten auch in die Scheunen. Der Junker kletterte auf den im Hofe aufgestellten Wagen herum, und die Kleine wollte ihm nach und zappelte und strampelte, bis der General sie aufhob und in einen der Leiterwagen hineinstellte, in dem sie wie ein junges Huhn im Korbe, so schnell sie konnte, hin und wiederlief.

Sie weinte, als man sie hinunterhob. Gleich darauf verschwand die ganze Gesellschaft hinter der hohen Mauer, die den Hof vom Garten trennte, und ich stand und stand und wartete, ob sie nicht wiederkommen würden. Sie kamen aber nicht. Nur der Inspektor kam noch einmal an unserer Thüre vorüber.

»Morgen um neun Uhr soll Sie den Jungen zu der Frau Generalin schicken!« rief er der Mutter zu und damit ging er weiter.

Das fuhr mir durch alle Glieder, denn nun [26] die Herrschaften gesehen hatte, kam mir die Sache und das, was ich zu leisten hatte, viel verfänglicher vor, und ich dachte noch darüber nach, wie das Alles werden, ob der Küster, ob der Vater oder die Mutter mit mir gehen, und ob die ganze Familie oder bloß die Frau Generalin in der Stube sein würde, wenn ich meinen Willkommswunsch aufzusagen hatte. Da kam der Vater mit einem Male, und zwar zu ungewohnter Zeit nach Hause. Er setzte sich an dem Tisch unter dem Fenster nieder, stützte den Kopf auf die geballte Faust und sagte Nichts. Das hatten wir noch nicht erlebt.

»Was ist denn passirt?« fragte die Mutter mit dem Brot und dem Messer in der Hand; denn es war Essenszeit.

Er gab ihr keine Antwort. Da sie nun nicht von den Geduldigsten war, rüttelte sie ihn an der Schulter und rief: »Rede doch, Vater! Was willst Du hier? warum bist Du denn nicht drüben? wird denn jetzt drüben nicht gegessen?«

»Gegessen? — gegessen wird nicht mehr! Thee wird getrunken, und aufzuwarten brauche ich nicht dabei. Das thun der feine Monsieur Ludwig und der blanke August. Auch zu schlafen brauche ich im Schloß nicht mehr. Sie haben genug an ihren Leuten. Wenn sie [27] mich brauchen, werden sie nach mir schicken; und ich soll kommen, wenn ich will! — Da können sie lange darauf warten!«

Er biß die Zähne zusammen, seinen Grimm zu verschlucken. Die Mutter wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie stemmte die beiden Arme auf den Tisch und beugte sich zu ihm hinüber. Ich wäre gern zu ihm hingegangen, nur daß ich mir's nicht traute.

»Vater,« sagte darauf die Mutter, »wer hat das gesagt? Was hast Du denn verbrochen?«

»Verbrochen?« fuhr er auf, »Nichts habe ich verbrochen. — Es ist ja Alles die pure Lieb' und Güte! Alles zur Belohnung! — Grade wie für den Schimmel, der auch mit einem Male nicht mehr gut genug war und der das Gnadenbrod haben und bloß noch spazieren geführt werden sollte, nachdem der Herr General dem seligen Herrn zum siebenzigsten Geburtstag den sanften Braunen geschickt hatte, der besser und sicherer auf den Füßen sein sollte!« — Der Vater lachte verächtlich, wie er das sagte. Dann sprach er wie zu sich selber: »Der Herr hat's mit dem Braunen nicht mehr lange gemacht, aber der Schimmel ist noch eher drauf gegangen. Er ist verlahmt vom Stehen und den Gnadenhafer hat er nicht gefressen! — Denn wenn [28] Einer seine Sache aus dem Fundament versteht und seine Arbeit mit Ehren und besser als die Anderen thun kann, und weiß, wo ein jedes Ding sein Unterkommen hat und wo Alles gestanden und gelegen hat, als die Gnädige selber noch nicht hat stehen und gehen können — — Wenn unser alter Herr das hörte!«

Darauf schwieg der Vater eine Weile, zog den Rock und die Weste aus und hing sie, was kein Mensch von ihm erlebt hatte, ohne sie gebürstet zu haben, in den Schrank. »Hängt bis ihr schwarz werdet!« brummte er zwischen den Zähnen, als er die Schrankthür zumachte, und dann setzte er sich wieder hin. Es ging ihm Alles noch im Kopf herum, und wenn er auch sonst bisweilen still gewesen war, ohne daß man es bemerkt hatte, so war's uns an dem Abend unheimlich.

Ich wollte hinaus gehen und wollte auch wieder bei dem Vater bleiben; denn dumm, wie ich war, merkte ich doch, daß ihm Etwas geschehen war, was er nicht verschmerzen konnte, und ich hatte ihn sehr lieb. Endlich kam die Mutter auf einen Einfall.

»Der Inspektor ist dagewesen,« sagte sie, »der Junge soll morgen auf das Schloß.«

»Laß ihn gehen!«

[29] »Du mußt doch mit ihm!« wendete die Mutter ein.

»Hat er's so bestellt?« fragte der Vater.

Sie wich ihm aus.

»Er kann doch nicht allein gehen?« meinte sie.

»Wenn er allein bestellt ist, so geht er auch allein! Er ist groß und alt genug! Vielleicht können sie den Jungen besser brauchen als den Alten!« sagte er und ging, obschon es bereits dunkelte, noch hinaus zu unseren drei Bienenstöcken; denn die Bienen waren schon zum Oefteren ausgeflogen. Der Raps war just am Blühen, das Schwärmen schien nahe, und der Vater war also darauf aus, den vierten Stock aufzustellen. Er machte sich damit bis zur Schlafenszeit zu schaffen, um für sich allein zu bleiben. Ich würde ihn also auf die Art an dem Abend gar nicht mehr gesehen haben, hätte ich nicht zum ersten Mal in meinem Leben eine Weile im Bette wach gelegen, weil ich am nächsten Morgen in das Schloß hinüber sollte.

Ich fürchtete mich davor und war doch neugierig, wie das sein und wie das ablaufen würde. Langes Nachdenken war dazumal jedoch nicht meine Sache. Ich schlief mein richtiges Theil, und wie

es dann am Morgen Zeit war und die Mutter selber mich abgeseift hatte, daß ich blank war wie ihr gescheuerter Tisch, [30] wurden der neue Anzug und die neuen Stiefeln herbeigeholt, die schon vor ein paar Monaten bestellt worden waren und die ich eigentlich erst zu Johanni bei der Einsegnung hätte tragen sollen. Es war natürlich Alles, wie es sich gebührte, auf den Auswachs eingerichtet. Weil ich aber so ungewöhnlich rasch im Wachsen war, hatte der Vater es dem Meister auf die Seele gebunden, von dem theuren Tuch auch einen recht vollständigen Anzug zu machen und bei dem gewöhnlichen Zugeben noch ein Uebriges zu thun, so daß ich bei dem Anprobiren mit den Händen nicht recht aus den Aermeln herausgereicht hatte. Indeß der Meister hatte gesagt, bis die Herrschaft käme, schieße ich gewiß noch ganz hinein: und da ich beim Anprobiren auch bloß still zu stehen gehabt hatte, waren die langen Aermel und der übermäßig lange Rock und die ebenso langen Hosen nur eine Steigerung zu meinem stolzen Wohlgefallen an dem Anzug und an mir selbst gewesen.

Als ich nun aber die Kleider ordentlich auf dem Leibe, und die mir ohnehin ungewohnten und ebenfalls auf den Auswachs angeschafften Stiefel an den Füßen hatte, fand ich, daß es ein schwer Stück Arbeit sei, mit solcher Herrlichkeit vom Fleck zu kommen. Indeß zum Bedenken blieb mir keine Zeit. Die Mutter, die [31] das Auge nicht von der Kukuksuhr gelassen, sagte, nun solle ich gehen. Der Vater war wieder draußen, er kümmerte sich um Nichts. Ich machte mich also mit schwerem Herzen auf den Weg.

Ich hatte quer über den ganzen Hof zu gehen, was mir sehr recht war, denn ich wollte mich gern vor den Leuten zeigen. Die Mutter, die in der Thüre stand, sah mir nach; und obschon ich in den Stiefeln keinen festen Tritt hatte, kam ich doch mit stolzem Selbstbewußtsein vorwärts bis in's Schloß.

Die Hausthüre stand weit offen, weil sie's luftig in dem Schlosse haben wollten. Durch die Glasfenster der Stubenthüre, dem Eingang gegenüber, sah man in den Garten hinaus, und als ich in den Flur trat, kam von der Küchentreppe rasch der eine Diener herauf, der

eine große, mit silberner Glocke verdeckte Schüssel trug.

»Was will Er?« rief er, ohne mich anzusehen.

»Ich bin der Helmar!« sagte ich und mein stolzes Selbstbewußtsein fing zu sinken an.

»Sag' Er, was Er will!« gebot der Diener eilig.

»Der Herr Inspektor hat befohlen, daß ich kommen soll!« sagte ich.

[32] »Ach, so! der Junge von dem alten Kaspar! Wart' Er! Die Herrschaft ist beim Frühstück.«

Damit ging er in das Zimmer, kam aber gleich darnach zurück und mit dem Kopfe nach der Thüre deutend, während er selber wieder die Treppe hinunterlief, befahl er: »Dort hinein!«

Glücklicherweise machte gerade in dem Augenblick der andere Diener die Thüre auf, so daß ich in den Saal hineinkam.

Da saßen sie! — Gerade so wie bei dem heiligen Abendmahl über dem Altar in unserer Kirche, das die gnädige Frau an des verstorbenen Herrn siebenzigstem Geburtstag, als der General den Braunen geschickt, in die Kirche gestiftet hatte, und von dem nur an den großen Feiertagen und wenn der Pfarrer die Kommunion ertheilte, der Vorhang weggezogen wurde. Es war ganz derselbe lange Tisch und das weiße Tischtuch, und die Schüsseln und die großen Gefäße. Sie saßen auch so in Reih' und Glied, und vom Garten schien die Sonne herein, wie durch das Fenster hinter dem Altar.

»Nun Helmar!« rief die Frau Generalin, und: »Nur vorwärts!« befahl der General, und weil das Beides freundlich klang, so ging ich auch rasch darauf [33] los. Aber der Fußboden war glatt. Ich mußte beim raschen Gehen die langen Stiefel ordentlich vorwärts schieben, und wie ich nun dicht am Tische, meine Mütze in der linken, meinen Glückwunsch in der rechten Hand, so wie mir's der Vater eingeübt hatte, meinen Kratzfuß machen und meine Rede mit den Worten: »Ich gratulire der hochgeborenen Frau Generalin« beginnen wollte, glitschte mir mit einem Male der linke Fuß aus, während ich mit dem rechten den Boden scharrte. Ich wußte nicht,

wie mir geschah. Ich fiel der Länge nach nieder. Ich hörte das laute Lachen der Herrschaften, das tadelnde: »Der Tölpel!« des Generals, an dessen Knie ich mich hatte halten wollen und dessen Kaffeetasse dadurch ins Schwanken gerathen und übergelaufen war, so daß der Inhalt mich und das Kleid der Gnädigen überschüttete, und ich es im ersten Augenblick des Schreckens kaum bemerkte, wie ich mit der linken Hand auf den einen Sporn an des Generals Stifel gefallen war und mir das scharfe Rad desselben in die Hand geschlagen hatte.

So wie mir in dem Augenblicke, muß es den Menschen bei einem Erdbeben zu Muthe sein. Es ging vor Angst Alles mit mir in die Runde. Der [34] General, über dessen Füße ich gefallen war, stand ärgerlich auf. Das Fräulein, das mit bei Tische gesessen hatte, kam herbei, der Gnädigen das Kleid zu trocknen, während ich mich in die Höhe rappelte. Der Diener wischte den Kaffee von dem Fußboden weg. Er schob mich dabei verächtlich auf die Seite und meine Mütze und meinen schönen Glückwunsch mit dem Fuße noch ein Ende weiter fort, und ich hörte das laute Lachen des Junkers und sein wiederholtes: »Nein, der Tölpel! der Tölpel!«

In meinem ganzen Leben ist mir so elend nicht wieder zu Muthe gewesen als in jener Stunde. Denn daß Alles, was um mich her vorging, eine Schande für mich sei, das wußte ich. Ich hätte fortlaufen mögen, mich zu verstecken, wo kein Menschenauge mich finden konnte, und traute mir nicht, von der Stelle wegzugehen. Ich hätte auf den lachenden Junker losschlagen mögen, und wußte, daß ich mich nicht unterstehen durfte, ihn auch nur schief anzusehen. Ich hatte die größte Angst vor meinem Vater, und dabei brannte mir die aufgeschlagene blutende Hand wie Feuer, so daß ich, mir endlich ein Herz fassend mein neues dunkelblaues Taschentuch hervorzog, um mir damit zu helfen.

Das sah die Kleine, die auch mit am Tisch ge[35]sessen hatte, und flink von ihrem Sessel heruntergleitend, lief sie auf mich zu.

»Ach! der arme Tölpel blutet!« rief sie, »der arme Tölpel hat ein schwarzes Schnupftuch!« — und mir ihr weißes Tüchelchen

hinreichend, blieb sie mitleidig vor mir stehen. Ich wagte nicht es anzurühren, aber wenn ich alt werde wie Methusalem, werde ich die Empfindung nicht vergessen, die mir bei dem Thun und den Worten der Kleinen durch das Herz fuhr. In meiner letzten Stunde werde ich sie vor mir sehen, wie sie in dem weißen Kleidchen, fest auf ihren kleinen nackten Beinchen stehend, mich mit den großen braunen Augen anguckte, daß die Angst von mir genommen ward und auch das drückende und lähmende Gefühl der Scham und Schande. Es war mit einem Male Alles anders um mich her. Die Freude, welche die Eltern und der Bruder an der entschlossenen Herzensgüte der Kleinen hatten, leuchtete aus Aller Augen und kam auch mir zugute.

»Das ist recht, Dora!« rief die Generalin, gieb dem Helmar Dein Tuch! Der arme Helmar ist mit den großen Stiefeln ausgeglitscht, Du bist ein gutes Kind!« — Und sich zu mir wendend, meinte sie, es [36] sei wohl nicht so schlimm mit meiner Hand, ich solle mir das Tuch umwickeln und ihr das Schreiben zeigen, das ich für sie angefertigt hätte.

Der General nahm darauf die kleine Dora auf den Schooß, und ich that, wie mir befohlen war. Der Junker und das Fräulein und der Lehrer hatten sich wieder alle an der Tafel niedergelassen; und meinen Kratzfuß diesmal mit größerem Glücke wiederholend, überreichte ich der Generalin meinen Willkommswunsch und sagte ihr den Inhalt desselben her.

Der Junker wollte wieder lachen, aber ein Blick des Vaters wehrte ihm. Ich kam glücklich und ohne Anstoß bis ans Ende. Der General drückte mir einen blanken Thaler in die Hand, die gnädige Frau besah meinen Glückwunsch, reichte ihn dem Lehrer hin und meinte: »Der Junge schreibt vortrefflich! — Wo hast Du denn die Anfangsbuchstaben mit den vielen Schnörkeln her?«

»Von der Bibel!« gab ich ihr zur Antwort.

Sie erkundigte sich darnach, ob ich auch rechnen könne, und der General fragte, was ich denn werden wolle, während auch er sich meine Schreiberei besah. »Ich soll Bedienter werden,« entgegnete

ich.

Sie sprachen lachend Etwas, was ich nicht recht [37] verstand. So viel hörte ich jedoch heraus, daß sie meinten, große Geschicklichkeit scheine ich nicht zu haben, und dann sagte der General: »Du sagst, Du sollst Bedienter werden, willst Du es denn nicht?«

Ich wußte nicht, ob ich mit meinen Gedanken herausrücken dürfe und war still.

»Nun?« rief der General, »wird's bald? Willst Du oder willst Du nicht?«

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

»Was möchtest Du denn werden?« fragte die Gnädige mit freundlichem Ermuthigen. »Willst Du Schreiber werden?«

Und wieder schüttelte ich den Kopf, bis der General mir gebot, endlich den Mund aufzuthun und Antwort zu geben, wie es sich gehörte.

Da faßte ich mir rasch ein Herz, obschon ich wußte, daß mir das zu Hause schwer eingetränkt werden würde, und sagte: »Zum Maler möcht' ich in die Lehre, der hier im Schloß gemalt hat.«

»Maler? So? — Das wird zu überlegen sein!« sprach der General, »und nun geh! Das Andere wird sich finden!«

Die Worte klangen mir sehr angenehm in's Ohr, denn der Küster hatte, so oft von dem Ueberreichen des [38] Glückwunsches gesprochen worden war, immer damit geschlossen, daß das Uebrige sich finden werde; und ich hoffte also, da ich diese Worte nun in Wirklichkeit vernahm, jetzt endlich auf den richtigen Weg gekommen zu sein.

Die Generalin gab mir ein großes Stück von dem Backwerk, das auf dem Tische stand, sagte, ich sollte den Vater zu ihr schicken, und als ich dann vorsichtig meinen Rückweg antrat, rief der Junker übermüthig hinter mir her: »Falle nur nicht wieder!«

»Nein, Tölpel!« sprach die Kleine ihm nach »nicht fallen, Tölpel! Der Vater schilt!«

Ich war schon aus dem Schlosse fort und im Hofe und an unserer

Thüre, als ich das Stimmchen noch zu hören und die Worte: »Nicht fallen, Tölpel!« noch immer zu vernehmen glaubte.

[39]

VIERTES KAPITEL

Daß mir zu Hause eine tüchtige Tracht Schläge bevorstehe, das war bei meinem Ungeschick im Schlosse mein erster Gedanke gewesen und sie ließ nicht auf sich warten. Da Derlei aber nicht zu den seltenen Ereignissen für mich gehörte, so verschmerzte ich sie diesmal noch leichter als gewöhnlich, denn ich befand mich in einer wahren innern Wuth. Ich hätte auch irgend Einen prügeln mögen, wie mein Vater mich. Ich hätte mir selber Etwas anthun mögen, hätte mein Vater dies nicht ausreichend besorgt.

Ich mußte die neuen Kleider, die neuen Stiefel ausziehen. Ich hatte sie bis zu diesem Morgen wie Heiligthümer angesehen. Sie anzulegen, war meine ganze Sehnsucht und mein Stolz gewesen; und wie ich [40] sie nun auszog, da wußte ich, was mir war, was mir in der Seele brannte. Ich haßte den dicken blauen Rock und seine langen Aermel, die mir über die Hände heruntergehangen hatten. Ich verabscheute die großen Stiefel, die mich hatten fallen machen. Ich warf sie sammt der Mütze, die ich auf Befehl in der Hand hatte halten müssen, auf die Ofenbank. Ich hätte allein sein mögen, um das Alles ungestraft mit Füßen treten und vernichten zu können. Ich dachte mit Grimm daran, daß ich das Zeug wieder würde anziehen müssen, und ich fühlte einen Neid, einen brennenden Neid gegen den Junker mit den kleinen blanken Stiefeln und den schönen hellen Beinkleidern. Ich hätte ihm die kurze runde Jacke vom Leibe reißen, und vor Allem, ich hätte so hübsch aussehen mögen wie er, damit sie mich nicht auslachen, mich nicht wieder Tölpel schimpfen dürften.

Sagen hätte ich von dem Allen keine Sylbe können, denn so weit war ich lange nicht. Die Worte Unglück, Scham, Demüthigung waren noch nicht in meinem Besitz, und doch empfand ich, was sie aussagen, mit einer schneidenden Schärfe. Ich hatte auf meine Weise vom Baume des Erkenntniß gegessen, ich war aus meinem Paradiese vertrieben. Der Unterschied zwischen [41] schön und unschön, zwischen vornehm und gering hatte sich vor mir aufgethan. Ich sah mit einem Male mit anderen Augen.

Bis dahin hatte mir auf der Gotteswelt noch Nichts gefehlt. Ich war des Kaspar's Helmar gewesen, der Pathe der gnädigen Frau, des Küsters Günstling. Auch in der Kinderlehre bei dem Pastor war ich obenan gewesen und, als der größeste und stärkste unter meinen Altersgenossen, der Herr auf dem Hofe. Außer dem Wunsche, ein Maler zu werden, hatte ich kaum einen Gedanken gehabt, der über den nächsten Tag hinausgegangen wäre, und jener Wunsch hatte mir nicht den Schlaf geraubt oder gar den Appetit verdorben. Aber Maler zu werden, das war mir heute lang nicht mehr genug, denn auch die Maler hatten nicht so schöne Kleider wie die Herrschaften im Schlosse, nicht einen so glatt gekämmten Kopf wie der Junker, mit schönen Locken an der Stirne gehabt. Sie hatten auch nicht so fein wie die Herrschaften gesprochen, und so schön wie das kleine Mädchen hatte ich überhaupt noch Nichts gesehen. Ich war neidisch und verliebt, und ich war ein dummer, ungeschickter Tölpel. Ich hätte mich in die Erde verkriechen mögen!

Statt dessen aber mußte ich mit den anderen [42] Jungen dem Gärtner zu Hülfe gehen, denn es war wieder ein Maikäferjahr und das Ablesen der Maikäfer wurde eimerweise bezahlt. Dadurch war ich tagüber in dem Schloßgärten und konnte sehen, wie der Junker am Mittag, als die Lektionen zu Ende waren, seine Spiele auf dem großen Rasenplatz betrieb, und wie die Kleine ihr ausgestopftes Schäfchen am rothen Bande auf dem kleinen grünen Rollbrett hinter sich herzog, wie sie ärgerlich mit den Füßchen stampfte und das Schäfchen schlug, das immer und immer wieder umfiel. Es war auch zum Ungeduldigwerden, ich wurde mit ihr ärgerlich!

Ohne recht zu wissen, was ich vorhatte, lief ich in den Stall, in dem unsere beiden Ziegen und die Kaninchen ihr Unterkommen hatten. Ich griff ein erst acht Tage altes rasch heraus. Es war weiß und nicht viel größer als das Schäfchen, und zu der Kleinen eilend, reichte ich ihr's hin.

»Da!« sagte ich, »halt's fest! Das kann laufen.«

Das ganze Gesichtchen ward ihr roth vor Freude. Sie drückte das Kaninchen fest an ihr kleines Herz, sah zu der Gouvernante in die Höhe, guckte mich mit den großen braunen Augen an, und rief:

»Ach, der gute Tölpel! Ach, das kann laufen [43] Fräulein! Da, Tölpel, da nimm das andere, nimm das Lamm!« — und wieder drückte sie das Kaninchen an ihr Herz und küßte es einmal um das andere.

Die Gouvernante fragte, ob das Kaninchen mein sei, ob ich es verschenken dürfe? — Ich bejahte Beides; aber die Kleine verstand das falsch.

»Nein! nicht dem Tölpel seines, meines ist es, nicht dem Tölpel seines!« rief sie, offenbar besorgt, daß man ihr's nehmen wolle.

»O pfui, Dora!« tadelte die Gouvernante, »Du mußt nicht immer Tölpel sagen, das ist unartig. Helmar heißt der Knabe. Gieb dem Helmar die Hand und bedanke Dich bei ihm, und dann wollen wir Dein Kaninchen der Mutter zeigen gehen und sie bitten, daß sie dem Helmar Etwas dafür schenkt. Gieb die Hand, Dora, und danke schön.«

»Danke schön!« sprach ihr Dora nach und hielt mir ihr Händchen hin, aber ich traute mir nicht, es anzufassen, weil ich so schmutzig war. Ich machte mich davon, nach meinem Kirschenbaum, an meine Arbeit.

Währenddessen war mein Vater, wie befohlen, zu der gnädigen Frau gegangen, und wie er dort ankam, fand er auch den Herrn General im Zimmer. Sie sagten Beide, daß sie mit meinem Schreiben zufrieden [44] gewesen wären, daß sie auch weiter für mich Etwas thun wollten, und ob es auch des Vaters Wille sei, daß ich Maler werden solle.

Da dachte der Vater, jetzt oder nie mehr müßte es herunter, was es auf dem Herzen hätte, und so sagte er:

»Mein Wille? Nein, gnädige Herrschaft, mein Wille ist das ganz und gar nicht. Ich habe immer gedacht, daß der Junge einmal den jungen Herrschaften dienen sollte, wie ich dem alten gnädigen Herrn gedient habe; aber da ich nun doch sehe, daß man die alten Diener nicht gebrauchen kann und sie in die Ecke schiebt wie einen alten abgenutzten Besen, der aber doch kein Herz im Leibe und nicht seine Ehre hat wie ein rechtschaffener Mensch — da mag er werden, was er will, mir soll's einerlei sein.«

Er war erschrocken, als er sich das herausgenommen hatte, und es schnappte ihm auch in der Kehle ab, so daß er nicht weiter konnte, hätte er es auch gewollt, und wäre die gnädige Frau ihm nicht zuvorgekommen.

»Aber Kaspar, alter Kaspar,« rief sie mit ihrem freundlichsten Gesicht, »was fällt Dir denn auf Deine alten Tage ein? Wer will Dich denn auf die Seite schieben? Bequem haben wir Dir's machen wollen, [45] weiter Nichts! Willst Du uns aber lieber noch weiter dienen, so sollst Du's thun in Gottes Namen. — Und nicht wahr, François,« setzte sie hinzu, indem sie sich zu ihrem Manne wendete, »Du lässest mir den Kaspar für meine und für der Kleinen persönliche Bedienung. Er hat mich auf Weg und Steg begleitet, als ich jung gewesen bin, und ich denke, er soll auch Dora noch begleiten, wenn sie meine Neigung haben sollte, sich auf gut Glück im Wald umherzutreiben.«

»Halte das, wie Du's wünschet,« entgegnete ihr der General, »nur die graue Livrée, den langen Rock und den verwünschten zweispitzigen Tressenhut, die kann er nicht mehr tragen.«

Das griff dem Vater wieder an das Herz. Der lange Rock und sein Tressenhut und sein Mantel mit den sieben Kragen waren mit ihm verwachsen, wie seine Haut mit seinem Fleisch und Bein. Er wollte also eben erklären, daß er in einen solchen schwarzen Frack, wie die beiden anderen Diener ihn trugen, nicht hineingehöre, als die Gnädige ihm abermals zu Hülfe kam.

»Du hast ganz Recht,« sagte sie, »seine Livrée ist schlecht und er muß eine neue haben; aber wenn Du mir ein Vergnügen machen willst, läßt Du sie ihm [46] gerade wie die alte machen. Bei der Tafel wartet er nicht auf, und wenn er in der alten Waldern'schen Livrée mit unseren Farben, mit den roth und gelben Aufschlägen, wie sonst durch das Haus gehen wird, Morgens die Uhren aufzuziehen und die Briefe und die Zeitungen wie an dem Tag nach unserer Hochzeit in unser Zimmer zu bringen, so werde ich mir selber noch jung vorkommen, und die Kinder werden wissen, wie es zu ihrer Väter Zeiten hier im Hause ausgesehen hat und hergegangen ist. Kaspar würde uns im Winter erfrieren, wenn Du ihn zum Frack verdammtest. Er würde ja auch mit seinen langen Beinen wie ein Kranich darin aussehen,« setzte sie lachend hinzu.

Die Gnädige mußte es wohl verstehen, wie sie den General zu nehmen hatte, denn er sagte sofort zu Allem, was sie wollte, Ja und Amen. Der Vater trat wieder in den Dienst und der General kümmerte sich weiter nicht darum. Er machte sich vielmehr gleich in den folgenden Tagen mit dem Inspektor an die Besichtigung des Gutes, so daß er fast immer draußen war und der Inspektor nicht recht wußte, was der Herr eigentlich dabei im Schilde führte. Denn obgleich er über Alles, was zum Gute gehörte, die genauen [47] Berichte und Plane in Händen hatte, wurden die ganzen Grenzen des Gutes beritten, alle Felder und alle Wege in den Feldern, Wäldern und Wiesen in Augenschein genommen. Als er dann damit fertig war und auch die Scheunen und Ställe und die Brennerei ebenso besichtigt, alle Geräthschaften gemustert, und den ganzen Viehstand genau untersucht hatte, fing er an, die einzelnen Feuerstellen, die Häuser der Instleute von Stube zu Stube durchzugehen, und es mußte ihm aufgeschrieben werden, wie viel Seelen in jeder Stube wären, wobei gerade wie für die Kantonpflicht Namen und Alter und Gewerbe von jedem Mann und Burschen verzeichnet werden mußten.

Das war Keinem recht geheuer, weil der Mensch doch wissen will, was man mit ihm vor hat, und der General sich über gar nichts

ausließ. Nur zum Inspektor hatte er gesagt, er denke die Güter nach den Erfahrungen zu bewirthschaften, die er im Leben vielfach habe machen können. Die alte hiesige Wirthschaft sei nicht rationell. Man müsse auf dem Lande das Nothwendige soweit als möglich sich selber schaffen, um wenig von Außen her zu bedürfen, müsse viel produziren und das Ueberflüssige gut zu verwerthen suchen. Der Landwirthschaft fehle kaufmännische Er[48]fahrung und eine feste, recht eigentlich militärische Organisation. Mit einem richtig geführten Hauptbuche und tüchtiger Disziplin ließen sich allerwegen Wunder thun, und er wolle auf seinen Gütern den Anfang mit den Dingen machen.

Der Inspektor ließ sich das gesagt sein, aber im Stillen äußerte er gegen meinen Vater sein Bedenken. Er meinte, das sei Alles recht gut und schön; aber was im Handel und im Regimente gehe, das gehe auf dem Lande und in der Landwirthschaft deshalb noch lange nicht. Beim Ersteren habe man es nur mit Menschen, hier aber mit dem lieben Herrgott selber, mit seinem Regen und seinem Sonnenschein, mit guten und mit schlechten Jahren abwechselnd zu thun. Wo unser Herrgott seine Hand immer sichtbarlich im Spiele habe, wie in der freien Natur, da gehe es mit dem Spekuliren und Organisiren und Kommandiren nicht so, wie es Mancher denke, der nicht auf dem Lande und nicht hier zu Lande und nicht bei der Wirthschaft hergekommen sei.

Der General jedoch verstand das anders. Das Organisiren und Kommandiren war sein eigentliches Glück, und wenn zuerst den Leuten dabei auch angst und bange wurde, so kam doch mit einem Male ein [49] neues Leben in das Dorf und auf den Hof, das ihnen zu gefallen anfing. Es wurde ein Maurermeister aus der Stadt verschrieben, es kamen Zimmerleute in das Dorf und schon nach wenig Wochen waren die Neubauten in vollem Gange. Dadurch waren viel Arbeitskräfte nöthig, man bezahlte auch die Arbeit nach Gebühr, und da das Jahr sich sehr gut anließ und eine gesegnete Ernte versprach, konnte man es von den Leuten bald vielfach sagen hören, daß es doch ein anderes Wesen sei, wenn die Herrschaft auf

dem Gute wohne und nicht in der Stadt.

Der Zufriedenste von Allen jedoch, als er erst seinen neuen Anzug hatte, war bald mein Vater, denn das Dienen war ihm eine Lust. Nun hatte er doch wieder eine Herrschaft über sich, und zwar eine gütige Herrschaft, hatte seinen neuen Anzug ganz nach alter Art, und im Schlosse ging es wieder hoch und vornehm her.

Der General hatte, da er in Allem rasch vorwärts ging, gleich nach seiner Ankunft einen weitreichenden Verkehr mit den altadeligen, in unserer Nähe vielfach angesessenen Familien angeknüpft, mit denen die gnädige Frau verwandt war. Es gab also immer im Schlosse viel zu schaffen. Die mitgebrachten [50] Diener, die dem Vater anfangs ein Dorn im Auge gewesen waren, hatten oft alle Hände voll zu thun und ließen es sich natürlich gern gefallen, wenn er ihnen, damit Alles in der Ordnung ginge, ohne ein Wort darüber zu verlieren, beisprang, wo es nöthig schien, obschon er und sie ihre besonderen und gewiesenen Wege hatten. Sie kamen bald von selber, seine Hülfe zu fordern. Es währte auch nicht lange, so zog der General ihn, wenn Noth am Manne war, auch zur Bedienung in der Gesellschaft mit heran, und verstehen that der Vater sie so gut als Einer.

Dabei kam es einmal, daß der alte Graf Berkow aus Brakuhnen und seine Schwester, welche Oberhofmeisterin gewesen war, meinen Vater sahen und ihn zutraulich begrüßten. Sie nannten ihn Kaspar und Du, sprachen mit ihm von dem seligen Herrn und von den alten Zeiten, und der Graf bemerkte dabei gegen den General, er freue sich immer, wenn er heutzutage, wo die Freizügigkeit die Menschen unstät und die Dienerschaft zu wahren Zigeunern gemacht habe, wenigstens noch auf den Gütern hie und da solch alte Juventarienstücke treffe, auf welche ein Verlaß sei. Ein in dem Hause alt gewordener Diener sei zehn von dem herumziehenden Gesinde werth.

[51] Den beiden anderen Dienern, welche das mit angehört hatten, gefiel dies natürlich keineswegs. Sie waren übrigens ordentliche Leute, die der General aus dem Regimente nach

überstandener Dienstzeit in sein Haus genommen hatte, und ich freute mich immer, wenn der Jüngere, der August, Abends bisweilen zu uns herüberkam. Er erzählte dann viel vom Regiment, von auswärts und, was mir das Allerliebste war, auch von den Herrschaften und von Allem, was im Schlosse vorging; denn auf das Schloß und seine Bewohner war mein ganzer Sinn gestellt.

»Sie können jetzt lachen, Kaspar«, sagte August eines Abends, »Sie haben jetzt Oberwasser bei dem Herrn, seit der Graf sich neulich mit Ihnen unterhalten hat. Was die Grafen aus Brakuhnen und aus Meldow sagen, das ist bei unserem General ein Wort. Zur Zeit im Regimente war das freilich anders. Da hielt er den bürgerlichen Offizieren und den Neugedelten überall die Stange, wenn die jungen Herren aus den großen Familien mit ihrem alten Adel vor den Anderen was bedeuten wollten, obschon sie recht gut wußten, daß der General aus einem Kaufmannshause hergekommen war. Er machte dorten auch kein Ge[52]heimniß daraus; im Gegentheil, er hielt es den Freiwilligen und Avantageuren wohl zum Beispiel vor. Hier aber« — und August machte, nach dem Schlosse weisend, ein pfiffiges Gesicht — »hier, wo die beiden alten Wappen über der Thüre ausgehauen sind, da bläst der Wind aus einem andern Loche. Und lassen Sie die Kinder nur erst groß sein — der Clamor ist schon jetzt der Hochmuth selber! Unter Grafenkindern thut der General es mit den seinen einmal nicht.«

Mein Vater ärgerte sich. Es konnte es nicht leiden, wenn die Diener also von der Herrschaft redeten, und daß hier in Waldritten, wenn es wieder einmal so weit wäre, nur vornehm geheirathet werden konnte, das verstand für ihn sich ganz von selber. Es war niemals bürgerlich Blut in das Geschlecht gekommen, welches dies Schloß gebaut und bewohnt, bis der Herr General hinein geheirathet hatte. Dagegen konnte Niemand etwas sagen, weil der selige Herr es so für gut befunden hatte; aber daß der General jetzt suchen mußte, dies Unrecht wieder gleichzumachen, das hatte mein Vater stets gedacht.

»Denn, sagte er, »jeder Bauer will eines Bauern [53] Kind ins Haus

bekommen, und alter Adel bleibt doch alter Adel!«

»Und junger Adel wird allmälig alter!« lachte August. »Sieht denn unser General nicht gerade so vornehm aus wie die Grafen hier rundum? Es ist nur, wie der Mensch aussieht und sich hält!« rief er, indem er sich in die Brust warf. »Oder merken Sie's dem Hauslehrer, dem Doktor Müller, etwa an, daß sein Vater Bedienter gewesen ist wie Sie und ich? Aus dem Waisenhause ist er auf das Gymnasium gethan worden und sie haben ihm freie Schule, auch freie Kollegien auf der Universität geschafft; und wenn der Doktor im Herbst den Junker im Kadettenhause abgeliefert haben wird, so geht er an die Universität und wird Professor wie ein Anderer. Passen Sie einmal auf, wenn er bei Tische mit den vornehmsten Herrschaften von allem Möglichen diskurirt, ob Sie's ihm anhören, daß sein Vater auf dem Kutscherbock gesessen und hinter den Stühlen gestanden hat, so gut wie wir!«

Der Vater schwieg verwundert. Der Andere klopfte ihm auf die Schulter:

»Ja, Kaspar, das ist nun einmal so, darein müssen Sie sich schon ergeben. Die Welt ist nicht [54] mehr wie zu Ihrer Zeit, und was der Graf aus Brakuhnen auch sagen mag, seit die Eisenbahnen in die Welt gekommen sind, ist die ganze Welt mobil gemacht. Es geht Alles rasch vom Fleck, wenn auch hier zu Land noch keine Eisenbahnen sind. Es will jetzt Keiner mehr zum alten Inventarienstücke werden! Es will Jeder jetzt vorwärts! Daß ich mein Lebenlang hinter den Stühlen stehen und Silber putzen werde, ist auch noch lange nicht gesagt.«

»Sie haben's auch wohl auf den Edelmann abgesehen!« warf mein Vater spottend ein.

»Das just nicht; aber ich schreibe meine gute Hand, ich habe einen anschlägigen Kopf, und kann ich nur erst so viel zusammenbringen, daß ich etwas Eigenes unternehmen kann, so sollen Sie mal sehen, was ich thue, und erleben, was noch aus mir wird. «

»Dann schaffen Sie sich wohl selber Pferde und Wagen und

Kutscher und Bedienten an?« höhnte der Vater.

»Gleich noch nicht!« erwiderte Jener wohlgemuth. »Es braucht ja auch nicht gleich zu sein! Ich bin jung, und was nicht ist, kann werden!«

Damit nahm er seine Mütze und ging fort.

»Der Hans Narr!« schalt mein Vater, gerade [55] als August draußen Kehrt machte und noch einmal wiederkam.

»Ehe ich es vergesse,« sagte er, »der Helmar soll morgen nach der Kirche hinüberkommen. Sie wollen sehen, ob er sich zum Maler paßt.« Und mit der Munterkeit, die selten von seinem Gesichte kam, setzte er hinzu: »Als wenn Einer, der was kann und was gelernt hat, hier im Dorfe als Maler sitzen bleiben würde, um Lattenzäune anzustreichen und alte Kutschen zu lackiren! Also morgen nach der Kirche!«

So sind sie!« rief der Vater, als Jener nun wirklich gegangen war. »Nichts als Einbildung im Kopfe, und vergessen, was sie auszurichten haben. Einer wie der Andere! Aber glatte Scheitel und ein Schnurrbart und immer weiße Handschuhe! — Einer wie der Andere!« brummte er noch einmal und stopfte sich die Pfeife mit dem selbstgebauten Tabak.

Ich aber hatte den August heut noch lieber als bisher. Ich hatte kein Wort verloren von alledem, was er gesprochen hatte. Ich mußte immer an ihn und an den Doktor Müller denken, der ganz so aussah wie die Anderen, der mit den Herrschaften ritt und fuhr, der mit den Herrschaften zu Tisch saß, der [56] dem Junker zu befehlen hatte, und dessen Vater ein Bedienter gewesen war, so wie meiner auch.

Den Abend habe ich, so wie ich mich erinnere, zum ersten Male nicht gebetet. Ich dachte an den Doktor Müller bis ich einschlief.

FÜNFTES KAPITEL

»Geh' nur in den Garten hinein, rechts nach der großen Laube!« sagte August, als ich am nächsten Vormittage nach dem Schlosse kam, ohne mir recht vorstellen zu können, was mit mir geschehen würde.

Ich ging also — nicht durch die Zimmer, sondern hinten über den Hof — nach dem Garten, und in der großen Laube fand ich sie denn auch, die gnädige Frau, die Gouvernante und die Kleine.

»Hast Du noch mehr Kaninchen?« rief diese mir entgegen, sowie sie mich erblickte.

»Noch sechs,« sagte ich, »die andern sind verkauft.«

»Geh', hole sie her! Aber gleich, hörst Du, gleich! Ich komme mit!« sagte sie, indem sie von der [58] Bank, auf der sie gesessen hatte, herniederstieg und sich an meine Hand hing. Heute scheute ich nicht davor zurück, denn ich hatte mich so gewaschen, daß ich glaubte, mich sehen lassen zu dürfen, und es machte mir großes Vergnügen, als sie das kleine weiche Händchen in meine Hand legte. Aber die Mutter hieß sie bleiben.

»Du sollst nachher mit Helmar und dem Fräulein zu den Kaninchen gehen,« sagte sie, »jetzt soll er hier erst zeichnen!« und sich zu mir kehrend, fragte sie, ob ich schon sonst einmal gezeichnet habe.

»Ja, immer!« gab ich ihr zur Antwort.

»Bei wem denn?«

Ich verstand nicht, was sie meinte. Aber die Gnädige ließ sich in ihrem guten Willen nicht durch mein Schweigen irre machen.

»Womit hast Du denn gezeichnet?« fuhr sie fort.

»Mit der Feder! mit Kohlen! auch auf der Tafel! auch mit dem Stock!«

»Mit dem Stock?« wiederholte die Gouvernante, »wie hast Du das denn angefangen?«

»Auf der Erde, im Sande!« bedeutete ich.

Die Gnädige nahm darauf ein Blatt Papier, hieß die Gouvernante mir einen Bleistift und eine [59] Vorzeichnung geben, und befahl mir, mich hinzusetzen und diese nachzuzeichnen, wenn ich könnte.

Mir war himmelangst, als ich den Befehl erhielt; aber die Freude über das weiße Papier und über den schönen, blank polirten Bleistift, dessen vieleckig geschliffene Spitze mir wie ein Wunder vorkam, machten mich die Furcht vergessen, während das Vorlegeblatt meine Neugier reizte. Es befanden sich darauf eine Anzahl einfachst zusammengesetzter senkrechter und wagrechter Linien, welche etwas darstellten, was einen Bretterzaun bedeuten konnte.

Ich besah mir das Ding und fast ohne zu wissen, daß ich's that, sagte ich:

»Unserer ist anders!«

Die Gnädige fragte, was ich damit meine.

»Ich mein', unser Zaun ist anders!«

»Nun, so fange an und zeichne Euren Zaun, wenn Du es kannst!«

Und ich fing dann an und wußte mich bald vor Vergnügen nicht zu lassen. Der feine Stift glitschte auf dem Papier wie von selber vorwärts, und ich hatte unsere Zäune und den Stall und das Schloß und Alles, was mir unter die Augen kam, auf meine Weise so oft nachgemacht, daß ich mit meinem Zaune [60] sehr bald fertig war. Weil er mir aber auf dem schönen Papier weit besser gefiel, als auf den alten Fetzen, auf welchen ich meine Künste sonst zu üben gewohnt war, wollte ich gern noch etwas Anderes probiren, ehe man mir vielleicht den saubern Bogen wieder fortnahm; und so zeichnete ich noch unsere Katze hin und ein paar Kaninchen, von denen sich immer einige in der Ecke am Zaune herumzutreiben

pflegten.

Ein Meisterwerk war das natürlich nicht, aber zu erkennen war es wohl, und ein gewisser naturwahrer Zug gab sich darin kund. Das habe ich selber gesehen, als mir das Blatt viele Jahre später einmal wieder vor die Augen gekommen ist; indeß meine Frau Pathe zeigte sich von meiner Leistung höchlich überrascht.

»Das ist erstaunlich!« rief sie, indem sie mein Machwerk der Gouvernante hinhielt. »Der Junge ist ein ganz entschiedenes Talent! — ein ganz entschiedenes Talent! «

Auch die Gouvernante stimmte darin bei und wiederholte den Ausruf der Herrin mit dem Zusatz: ein solches Talent dürfe man, wie sie glaube, nicht untergehen lassen.

Sie fragten mich darauf noch einmal, ob ich denn [61] irgend einen Zeichenunterricht genossen hätte, was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Ob ich auch Menschen zeichnen könne. Das hatte ich noch nie probirt. Ob ich überhaupt geschickte Hände hätte. Was sie damit meinten, verstand ich ebensowenig, als was ihr Ausruf, daß ich ein großes Talent sei, zu bedeuten habe. Das viele Fragen war mir unangenehm und ich freute mich, als die Kleine, die inzwischen sich meines Blattes bemächtigt hatte, einen Hund und den Pfauhahn und ein Schaf und ein Pferd von mir gezeichnet haben wollte.

Ich machte das, wie ich es hundertmal gemacht, so gut ich konnte, und sie klatschte wieder vor Vergnügen in die Händchen, als der General dazu kam.

»Der Tölpel kann Kaninchen machen und den Sultan und den großen Pfau!«, rief sie ihm entgegen, während die Mutter französisch zu ihm sprach.

Er nahm meine Zeichnung stillschweigend in die Hand, betrachtete sie ernsthaft, gab sie dann der Kleinen wieder, die darnach verlangte, und hieß mich gehen, was mir sehr willkommen war. Ich hatte vor dem ernsten Gesichte des Generals eine große Scheu. Nur von dem Bleistift mich zu trennen und von dem Papier, das fiel mir schwer. Und als errathe sie mein [62] heimliches

Begehren, schenkte die Gnädige mir den Stift und noch ein paar Blätter des herrlichen Papiers dazu.

Zu Hause sollte ich erzählen, was geschehen sei, ich brachte jedoch nichts Rechtes vor, obschon ich das Bewußtsein hatte, daß man mit mir zufrieden gewesen war. Mein Vater war ärgerlich. Er schalt mich einen Dummkopf, der nie im Stande sein werde, auch nur einen Auftrag gehörig auszurichten, und die Mutter schloß das Papier in ihren Kasten, damit ich es mit meinen Kritzeleien nicht verderbe. Ich wurde zum Gäten an die Arbeit hinausgeschickt, und wieder war ich sehr zufrieden, daß man mich nicht weiter fragte und mich gehen ließ, denn in meinem Kopfe wirbelte Alles durcheinander: der Bleistift und das Papier, die gestrigen Auslassungen des Bedienten, die Erzählung von des Doktor Müllers niederer Herkunft, und das Lob, das meinem Zeichnen heut gespendet worden war. Ich hatte bei meiner Arbeit keine Ruhe mehr.

Ich wollte, ich wußte selbst nicht was. Und doch! ja, ich wußte es! — Ich wollte nicht mehr gäten, nicht mehr den Stall rein machen und die Schweine, die Ziegen und die Kaninchen füttern. [63] Fortlaufen wollte ich! In die Stadt wollte ich, in der ich noch nie gewesen war. Den Maler wollte ich suchen, der hier gearbeitet hatte, und ihn fragen, wie man Menschen malen lerne. Fortlaufen wollt' ich wie der Hans im Märchen, der auch der jüngste Sohn gewesen, der immer als der Dumme und der Nichtsnutz ausgescholten worden war, und der zuletzt bis in des Königs Schloß gekommen war, wo ihm der König seine einzige Prinzeß zur Frau gegeben hatte. — Nur eingesegnet mußte ich erst sein! Ohne die Einsegnung ging es einmal nicht!

[64]

SECHSTES KAPITEL

Sie Alle, die Sie unter gebildeten Menschen herangewachsen sind und von früh auf einen guten Schulunterricht genossen haben, Sie Alle, welche in den Städten, wenn die Wärterin Sie noch auf ihren Armen durch die Straßen trägt, schon eine Fülle von Begriffen und Anschauungen gewinnen, welche täglich wachsend Ihnen einen großen Theil des eigentlichen Lernens sparen, oder doch sehr wesentlich erleichtern, Sie können es sich kaum vorstellen, wie es in dem Kopfe eines armen Jungen aussieht, der gar Nichts von dem Leben zu sehen bekommt, als was unter seinen Augen in dem Dorfe vorgeht; der gar Nichts von der Welt erfährt, als was er von den Eltern und den anderen Leuten, die auch nicht sonderlich viel von [65] ihr wissen, gelegentlich hat sagen hören. Denken Sie sich einen solchen Jungen mit regsamem Geiste, mit einer lebendigen Einbildungskraft begabt, die sich doch beide an etwas halten und anknüpfen wollen, und Sie werden es natürlich finden, daß seine Vorstellungen schließlich an der Bibel oder an einem der wenigen Märchen hängen bleiben, welche die Mutter oder irgend eine alte Muhme zu erzählen verstanden haben, wenn sie sich überhaupt einmal die Zeit nehmen konnten, etwas so Ueberflüssiges zu thun.

Eingesegnet werden und Menschen zeichnen, das wollte ich! Das Erstere mußte ruhig abgewartet werden. Als ich aber über das Andere nachzudenken anfing und mich wunderte, weshalb ich es noch nie versucht hatte, fiel mir ein, daß ja auch unser lieber Herrgott sich erst zuletzt an die Menschen gewagt habe, und daß es wohl das Allerschwerste sein müsse, weil die Gnädige mich

besonders gefragt hatte, ob ich das auch könne.

Nun wollte ich es probiren — und wußte es nicht anzufangen. Ich hatte, wenn ich so sagen darf, bisher all'meine Nachmacherei ganz absichts- und gedankenlos betrieben. Ich hatte die Gegenstände an[66]gesehen, auswendig behalten und, ohne daran zu denken, nachgemacht. Ich kannte sie im großen Ganzen, nicht im Einzelnen. Der Hund war mir der Hund, der Wagen der Wagen gewesen, und in meiner Zeichnerei — oder besser in meiner Nachmacherei — waren sie denn auch in ihrer Wesenheit gut genug zum Vorschein gekommen. Ich wußte also, wie ein Mensch aussieht, und wußte es auch nicht. Denn nun ich zu überlegen anfing, wie man Menschen zeichnen könne, und meinen Vater und die Mutter darauf als die nächst erreichbaren Gestalten zu betrachten anfing, da fielen mir die Augen und die Ohren und Nase und Mund und Arme und Beine und Hände und Füße zum ersten Male als Einzelheiten auf, und zwar mit solcher Deutlichkeit als Einzelheiten, daß mir das Ganze darüber verloren ging. Wenn ich an Vater und Mutter dachte, während sie fern von mir waren, wußte ich zwar, wie ungefähr ihre Nase und ihr Ohr gestaltet war, aber ich konnte mich auf sie selber nicht besinnen; und sie mir recht darauf anzusehen, wenn sie da waren, traute ich mir nicht, weil sie mich, als ich dem Einen und der Andern einmal fest in das Gesicht geblickt, gefragt hatten, was ich wolle und was das dumme Anstieren bedeuten solle? Darauf hatte ich [67] mir nicht getraut, etwas zu erwidern. Aber von da ab war ich auf die Menschen so achtsam geworden wie auf die leblosen Gegenstände oder auf die Thiere um mich her, und als ob ich zu diesen letzteren gehörte, schüchterte mich der Blick der Menschen ein, wenn ich sie mit der Absicht betrachtete, mir ihr Gesicht zu merken. Wie eine Katze vor dem Milchtopf, oder wie ich selber, wenn ich es auf fremde Johannisbeersträuche abgesehen hatte, lag ich nun vor den Menschen, von ferne auf der Lauer, bis der rechte Augenblick gekommen war; und namentlich war es mein Vater, dem ich immer wieder beizukommen suchte, ohne daß er's merkte.

So lernte ich sein Gesicht denn auch auswendig. Jede Falte und jeden Zug hatte ich im Kopfe, und wie er dann an einem Abend einmal dasaß, in die Zeitung vertieft, die er sich aus dem Schlosse mitgebracht hatte, so daß er mich nicht ansah, denn unter seinen Augen hätte ich es nicht zuwege gebracht, da zeichnete ich zum ersten Male sein ehrliches Gesicht, das ich nachher auf so manchem meiner Bilder angebracht habe, wenn es mir um einen recht tüchtigen Kopf zu thun gewesen ist.

[68] Es war Essenszeit, die Brüder kamen von der Arbeit. Sie waren gewohnt, mich mit dem Stück Papier am Tische sitzen zu sehen und gaben nicht auf mich Acht. Die Mutter kam mit der Suppenschüssel herein; und wie sie das Tischtuch auflegen wollte, das bei uns nicht fehlen durfte, weil die Eltern in ihrem Sinne doch viel was Anderes waren als die Instleute und Bauern, so schob sie mich und meine Zeichnung mit einem kurz hingeworfenen: »Geh weg!« vom Tische fort.

In dem Augenblick aber sah sie auf das Blatt und wie im Schrecken rief sie:

»Herr Gott! Der Vater! — der ganze Vater!« wiederholte sie, »der Backenbart und Alles!«

»Was ist denn da?« fragte der Vater ärgerlich, indem er der Mutter das Blatt aus der Hand nahm; denn wenn er sich einmal auf das Lesen verlegte, was selten genug geschah, wollte er nicht gestört sein.

Er sah die Zeichnung an, legte sie kopfschüttelnd zusammen und steckte sie ein. Viel Reden war nicht seine Sache, und diesmal war ich froh, daß er Nichts sagte. Nur als wir gegessen hatten und er aufstand, um wieder in das Schloß zu gehen, sagte er:

»Daß Du Dir's nicht unterstehst, Dich an den [69] Herrschaften oder an sonst wem zu vergreifen! Im Uebrigen mögen sie, wenn Du erst eingesegnet sein wirst, mit Dir machen, was sie wollen!«

Eingesegnet werden und dann in die Stadt zum Maler! Dann fing, wie ich mir dachte, das rechte Leben an, und so etwas wie die ewige Seligkeit. —

In Waldritten wird die Einsegnung der Kinder immer vor dem Beginn der Roggenernte angesetzt, damit nachher Alt und Jung ohne Unterbrechung bei der Arbeit bleibt; und als ob ich ihn gestern erlebt hätte, so deutlich erinnere ich mich des Morgens, an welchem ich mit den Eltern und den Brüdern an meinem Einsegnungstage in die Kirche ging.

Der Vater hatte die Sonntagslivrée an, die Mutter das schwarze Bombassinkleid und das große schwarzseidene Kopftuch, mit dem sie sehr vornehm aussah, wenn sie es gehörig aufgethürmt und in die rechte große Schleife gebunden hatte. Ich war inzwischen in meinen Anzug schon hineingewachsen und ich dachte den Tag nicht viel daran, denn mir war sehr feierlich zu Muthe.

Es war ein heißer, heller Morgen. Das Korn stand dicht und mehr als mannshoch im Stroh. Es war ein frühes und fruchtbares Jahr. Die goldbraunen [70] Aehren nickten über unseren Köpfen, als wir durch die engen Raine gingen. Ueberall sahen die blauen Kornblumen und der rothe Mohn zwischen dem Stroh hervor, und wo man hintrat, trat man auf weiße Kamilleen und auf Quendel, so daß ihr warmer Duft überall hervorquoll. Lerchen stiegen auf und schmetterten hoch oben in der Luft, und dazwischen klapperten die Störche von den Nestern.

Von allen Seiten gingen die Leute nach der Kirche. Jede Familie still für sich allein. Aber über Allen schien die gleiche Sonne, Alle hörten das gleiche Läuten von der Kirche und folgten seinem Klange. Einmal, wie wir mitten in den Feldern waren, sagte der Vater: »Damit ist’s auch nichts in der Stadt! Da wächst nicht Gras, nicht Korn!« — Und wie wir uns schon nahe an der Kirche befanden, sagte die Mutter: »Das ist nun der Letzte!« — Sie meinte, der letzte Sohn, der einzusegnen sei, und Beides fiel mir auf das Herz.

Die Kirche? Ja! wie soll man Einem, der ihn nie empfunden hat, den himmlischen Frieden beschreiben, der über einem solchen schlichten Gotteshause auf dem Lande liegt? Wie kann man ihm das Sonnenlicht schildern, das an den weißen Wänden in [71] goldenen

Wellen spielend niederfließt, wenn unter der niederen Wölbung der Orgelton mächtig in die Seelen dringt, und die Lieder, die guten alten protestantischen Lieder, von den rauhen Kehlen in angestammter, zweifelloser Gewohnheit ernsthaft abgesungen werden? Oder wem kann man genugthun mit einer Beschreibung, der das eigen erlebte Erinnern an diesen Frieden in sich trägt?

Das ganze Jahr lang hatte ich an die Einsegnung gedacht, aber es war Alles noch ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Herrschaften in dem abgeschlossenen Sitz mit den Glasfenstern, die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, von denen auch die Kinder mit uns vor dem Altar standen, sahen vornehmer aus als sonst. Der Herr Pfarrer predigte heute nicht von der Kanzel für Alle, sondern vom Altar für uns Kinder. Er sagte, wir wären von nun ab keine Kinder mehr, sondern müßten wissen, was Recht und Unrecht sei; wir müßten einstehen für uns selber zu unserem Frommen, zu unserer Eltern Freude, zu der anderen Menschen Nutzen und zu Gottes Ehren, wo es ihm gefallen würde, uns unseren Platz anzuweisen in der Welt, die er geschaffen und in die er [72] uns hineingesetzt hätte. Das war Alles ganz besonders: ernster, freundlicher, eindringlicher als je.

Ich hörte ihm mit großer Andacht zu, hegte aber doch meine besonderen Gedanken dabei. Es gefiel mir gut, daß ich, da nichts geschehen konnte ohne Gottes ausdrücklichen Rathschluß, also nach Gottes Willen in die Stadt zum Maler kommen würde; indeß es wollte mir weniger in den Sinn, daß ich dort für mich allein einstehen und verantwortlich für Alles sein sollte. Ich fing an, mich vor der Fremde zu fürchten, und eine mir bis dahin fremde Liebe für das Dorf, für die Eltern und für den Herrn Pfarrer zu empfinden. Und wie ich die Eltern und den Herrn Pfarrer und darnach die Herrschaften Einen nach dem Andern ansah und dachte, daß ich weit fort kommen und vielleicht niemals wiederkehren würde, wenn unser Herrgott mir meinen Platz in der Welt wo anders angewiesen hätte, mußte ich weinen. Es waren die ersten Thränen, welche ich aus innerer Rührung weinte. Das Vorgefühl der

Sehnsucht und der Einsamkeit brachte sie mir in die Augen, aber ich schämte mich ihrer, denn die anderen Jungen weinten nicht.

Die Predigt war nun zu Ende. Wir traten Einer um den Andern zu dem Altar, um mit dem [73] Segen unseren Spruch auf den Lebensweg zu erhalten. Die Klänge der Orgel und das Sonnenlicht schwebten immer noch über unseren Häuptern, und die Hand des Pfarrers ruhte auf meinem Kopfe, als er mit ernster Milde mir die Worte Hiob's zur Erinnerung an den Tag, und zur Mahnung in der Stunde der Versuchung, an das Herz legte: »Bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Frömmigkeit!« — Und als prägte die sanfte Hand, die ich auf meinem Haupte fühlte, sie mir mit unvertilgbarem Stempel in die Seele, so sind die Worte mir lebendig geblieben für und für. Sie haben nicht gehindert daß ich strauchelte, sie haben mich nicht vor manchem thörichten Suchen und Irren behütet; aber wenn ich einmal in Gefahr war, ganz abzukommen von dem rechten Wege, sind sie mir regelmäßig eingefallen, und ich habe stillgestanden, habe mich besonnen und mich zurechtgefunden; wenn auch nicht zu dem frommer Glauben meiner Kindheit, doch zu mir selbst und zu dem Rechten.

Am nächsten Sonntag gingen wir zum Abendmahl. Die Herrschaften nahmen, wie das im Dorf die alte Sitte mit sich brachte, gleichfalls daran Theil Das war auch feierlich und schön, denn vor Gottes [74] Tisch waren wir Alle gleich; und wie die Herrschaften mit uns nach dem Abendmahl auf dem Kirchhofe zusammentrafen, gaben die Gnädige und der General meinem Vater und meiner Mutter die Hand, und die Gnädige sagte:

»Denkst Du wohl, Kaspar, wie mein seliger Bruder und ich hier bei der Einsegnung vor dem Altar gestanden und meine seligen Eltern uns noch besonders gesegnet haben, als wir dann von dem Altar zu ihnen gekommen sind? Das Glück, das sie auf uns herabgefleht, ist mir allein zu Theil geworden in hohem, hohem Maß, nur daß sie's nicht mehr mit mir theilen!«

Sie trocknete sich die Augen, dem General zuckte auch etwas wie Rührung durchs Gesicht.

»Helmar,« sagte sie, »Du hast rechtschaffene Eltern, schlag nicht aus der Art und mache ihnen Freude, denn der Eltern Segen baut den Kindern Häuser!«

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen und mir ist's, als hätte ich das Alles heute erst erlebt.

Von da ab kam ich alle Tage in das Schloß, denn Doktor Müller und die Gouvernante hatten sich aus eigenem Antrieb erboten, sich meiner anzunehmen. [75] Sie gaben mir abwechselnd täglich eine Stunde Unterricht. Ich zeichnete auch bisweilen bei der Gouvernante, und da für den Junker ein Turnplatz eingerichtet worden war, auf welchem der Doktor ihn im Turnen unterwies, während er daneben täglich unter den Augen seines Vaters exerzierte, so verfiel der Junker darauf, dasjenige, was er lernte, auch wieder zu lehren. Der General ließ es deshalb geschehen, daß er die Knaben vom Hofe, des Inspektors, des Brenners, des Schäfers Söhne und mich mit eingerechnet, so oft es ihm gefiel, zum Turnen und Exerzieren zusammenrief. Anfangs war das eben nur eine Spielerei gewesen, bei welcher der Junker mit seinem Czakot, seinem Degen, seiner Flinte und Patrontasche uns natürlich wie ein Prinz erschienen war, und wir hatten uns sein Kommandiren gern gefallen lassen, einmal weil wir es nicht wagen durften, ihm nicht zu gehorchen, und dann weil er die Trommel, die Trompete und die Fahne zu verleihen hatte. Da aber der General überall einzugreifen liebte und immer etwas Neues zu befehlen und zu disziplinieren haben wollte, so wurden allmälig alle Jungen aus dem Dorfe unter die Fahne gestellt, und für den Mittwoch und Sonntag Abend eine Exerzierstunde eingerichtet, bei welcher der Junker, der uns Allen in [76] diesen kriegerischen Künsten zehnfach voraus war, den Offizier machte, während dem Bedienten August, sehr zu seinem Mißvergnügen, die Aufgabe zufiel, uns Andere soweit möglich abzurichten. Wir exerzirten, marschirten, mit Stöcken bewaffnet, standen Schildwache, und der General unterließ es fast niemals, zufällig zu erscheinen, wenn wir unsere Dressur erhielten.

Eines Sonntags, als ich einmal unter den alten Weiden

Schildwache stand, kam der General auch wieder auf die Wiese hinab, und zwar mit einem Herrn, der zum Besuch im Schlosse war. Des Schattens wegen blieben sie ganz in meiner Nähe stehen, so daß ich sie sprechen hören konnte.

»Man sollte das Exerzieren,« sagte der General, »für die Jungen auf allen Gütern neben dem Schulunterricht einführen. Unser Volk hier zu Lande ist tölpisch und ungeschickt. Die Leute sind wie die Vierfüßler, wie die Bären, wenn man sie in die Regimenter bekommt. Drillt man sie vorher im Dorfe, so hat der Unteroffizier nachher es leichter. Die Hauptsache aber ist, daß man da, wo Söhne in den Herrenhäusern und Schlössern sind, durch diese Art von Spielen das natürliche Verhältniß zwischen ihnen und den Anderen gleich von früh auf feststellt. Unsere [77] Kinder üben sich im Befehlen, die Anderen im Gehorchen. Und sehen Sie, wie das Alles sich vererbt. Mein Clamor ist der geborene Kommandeur! Der Junge hier — er wies mit dem Kopfe nach mir hin — »gehört einem alten Diener unseres Hauses, hat Appell und parirt wie ein Jagdhund. Er würde mit der Zeit einen guten Unteroffizier abgeben, denn das Pariren liegt ihm schon im Blute; aber — Clamor!« rief er, sich plötzlich unterbrechend, »siehst Du denn nicht, wie der Junge neben Dir die linke Seite nachschleppt, als wäre ihm ein Rad über den Leib gegangen!«

Der Junker ließ sich das nicht vergebens gesagt sein. Er fuhr mit seinem Säbel dem Jungen über den Rücken, daß dieser zusammenzuckte und, da er doch nichts sagen durfte, ihn wüthend ansah, wofür er noch einen Schlag erhielt.

Sie marschirten indeß weiter. Der General mit seinem Begleiter war fortgegangen, ich hatte, wie es sich gebührte, salutirt; aber in meinem Innern hörte ich noch immer, daß ich Appell hätte wie ein Jagd und und zum Pariren geboren sei.

Ich wußte recht gut, was das bedeutete, denn mein Vater führte das Wort beständig selbst im Munde. [78] Pariren hatte ich müssen, so lang ich lebte, und ich hatte auch nichts dawider gehabt. An dem Tage jedoch fuhr es mir durch die Glieder wie ein Hieb, und

obschon oder weil es uns verboten war, beim Schildwachestehen einen Laut zu sprechen, sagte ich zu mir selber: »Ich will schon zeigen, daß ich kein Hund bin und noch etwas Anderes machen kann, als bloß pariren!« Dabei hatte ich einen Ingrimm gegen den Junker wie noch nie zuvor. Ich hätte gern gehabt, daß er mir in dem Augenblick etwas befohlen hätte, nur um es nicht zu thun. Ich wollte nicht pariren, ihm am wenigsten! Der Hochmuth lag ihm immer auf der Stirn und der Spott auf den Lippen.

»Geht in den Kopf auch etwas hinein?« fragte er einmal ein paar Tage später, als er mich zur Stunde bei seinem Lehrer fand.

»Mehr als in Deinen und rascher als in Deinen!« entgegnete ihm der Doktor.

Ich hätte ihm die Hände dafür küssen mögen, und zum ersten Male nahm ich mir's heraus, dem höhnischen Lachen des Junkers mit festem Blicke zu begegnen.

»Willst Du etwas?« fuhr er mich an, indem er dicht an mich herantrat.

[79] Ich war größer und stärker als er, trotzdem sah ich fort und schwieg. Der General hatte Recht gehabt, es war mir angeboren, anerzogen: ich parirte. Aber der Schlag, den ich ihm nicht geben konnte, fiel mir auf das Herz, daß ich die Zähne zusammenbeißen mußte. Ich dachte nicht: »Wär' ich Deinesgleichen!« — so hoch verstieg ich mich nicht. Ich wünschte, daß er Meinesgleichen wäre und ich mit ihm allein, damit auch er einmal erführe, was pariren sei. Und es hat lange, lange Jahre gebraucht, ehe ich die Unbill verschmerzt, die ich als Kind von ihm erfahren, ehe er einsehen gelernt, daß er sie mir zugefügt, ehe wir Beide Herr geworden über das, was Jedem von uns im Blute lag, und was die Erziehung uns frühzeitig noch fester und bestimmter eingeprägt hatte.

SIEBENTES KAPITEL

Clamor hatte zum ersten Oktober in das Kadettenhaus einzutreten. Der Doktor sollte ihn dorthin bringen, und bis Königsberg, wohin mit eigenem Gefährt gefahren wurde, sollte ich mitgenommen werden, um dort bei dem Maler, der im Schlosse gearbeitet hatte, verabredetermaßen in die Lehre gethan zu werden.

Es war nebelig und kalt an dem Morgen, als der Wagen auf die Rampe des Schlosses vorfuhr. Die Eltern und ich standen wartend vor der Thüre. Ich hatte meine Einsegnungskleider an, meine Papiere hatte die Mutter mir fest in die Brusttasche eingenäht, mein bischen Habseligkeit der Vater selber in das alte Ränzel zusammengepackt und auf dem Kutscherbock untergebracht, auf dem ich neben dem Kutscher sitzen [81] sollte. Es dauerte lange, bis die Herrschaften ihr Frühstück eingenommen hatten, und die Luft ging scharf. Endlich kamen sie Alle vor das Haus, auch die Gouvernante mit der Kleinen, der sie ein großes dunkles Tuch um den Kopf gebunden hatten, aus dem sie neugierig hervorsah.

Der gnädigen Frau, die den Sohn nun zum ersten Male und für lange von sich lassen sollte, ging das nahe. Sie küßte ihn einmal um's andere. Der General gab ihm die Hand.

»Vergiß nicht, was Du Dir und unserem Namen schuldig bist!« sagte er.

Was damit gemeint war, verstand ich nicht. Ich merkte jedoch, daß er den Sohn anders behandelte als sonst, und auch Clamor war ernsthafter, als ich ihn je gesehen hatte.

In dem Augenblicke, da er in den Wagen steigen sollte, drehte er

noch einmal um, warf sich dem Vater, der Mutter in die Arme, sie küßten sich Alle unter einander. Er hob die Kleine auf, sie reichte ihm ihr Mäulchen, lief dann auch zu dem Doktor, und da sie nun einmal in den Zug gekommen war, streckte sie auch mir die Arme entgegen und rief:

[82] »Adieu Helmar! Komm' bald wieder! Hörst Du?«

Ich wußte, daß sich's nicht gehörte, aber ich konnte mir nicht helfen. Ich hob sie auf, sie schlang die Arme um meinen Hals und ich küßte sie von Herzen. Mein Vater, die Gouvernante riefen mich tadelnd an, ich setzte sie schnell auf den Boden.

Die Herrschaften sprachen mit dem Sohne noch Allerlei durcheinander, ich hörte nichts, als daß mir zugerufen wurde, aufzusteigen. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, ich saß neben ihm, wir fuhren zum Thor hinaus, die Allee hinunter, zwischen den Stoppelfeldern hin. — Fort waren wir! — Fort vom Hofe, auch schon fort vom Dorfe!

So waren die Rappen noch niemals gelaufen, so rasch war kein Wagen je gefahren.

Es war noch Alles grün. Die rothen Beeren der Ebereschen hingen an den Bäumen, über dem Tannenbusch schimmerte die Sonne durch den Nebel hindurch. Bei dem Wetter mußten sich die Krammetsvögel in den Sprenkeln gut gefangen haben. Es verdroß mich, daß ich in dem Morgendämmern nicht mehr hingegangen war, sie auszunehmen. Ich hatte es vergessen. Ich hatte überhaupt Alles vergessen. Auch den Herrschaften hatte ich nicht, wie der Vater mir [83] befohlen, für die genossenen Wohlthaten gedankt, und selbst den Eltern nicht Adieu gesagt, wie sich's gebührte. Es war Alles so rasch, so kopfüber gegangen, weil die Kleine auch zu mir gekommen war.

Gewünscht hatte ich mir das immer. Ich hatte immer Lust gehabt, sie einmal auf den Arm zu nehmen und zu küssen. Aber nun ich es gethan, war ich doch froh, daß ich nun fort war und Niemandem mehr unter die Augen zu kommen brauchte.

Zwei Stunden hinter unserem Dorfe fing die Fremde für mich an,

denn weiter war ich nie gekommen. In dem Kruge, in welchem wir Mittag machten, fanden wir fünf von unseren Wagen und den einen Wirthschafter. Sie hatten Roggen nach der Stadt gebracht und waren auf dem Rückwege. Der Junker gab ihnen einen Zettel nach Hause mit. Ich stand unter dem Thore und sah zu, wie die Wagen heimwärts fuhren. Der Gottlieb mit den Schimmeln war der Letzte.

»In vier Stunden ist Der auf dem Hofe und die Schimmel sind im Stalle!« dachte ich. Wie es da aussah, das wußte ich. Wo ich hinkommen und wie's da aussehen würde, das wußte ich nicht; und es schoß [84] mir durch den Kopf: der Gottlieb und die Schimmel hättens gut.

»Grüß' zu Haus!« rief ich ihm nach und blieb stehen, bis sie hinter der Hecke ganz verschwunden waren.

Am Tage war es hell und klar geworden und ich kam aus dem Sehen und Erstaunen nicht heraus; als wir dann spät am Nachmittage die Stadt erreichten, ging erst das rechte Verwundern für mich an.

Der Junker stieg mit seinem Lehrer bei der Großtante ab. Mich sollte der Kutscher, wenn er in dem Gasthofe ausgespannt haben würde, in dem die Waldritter Fuhren immer eingestellt wurden, zu meinem Meister führen. Das Ausspannen und Füttern und einen Schnaps trinken nahm aber bei ihm viel Zeit hin, wenn er Zeit hatte und wie hier Bekannte von den andern Gütern traf; und es war schon ganz finster, als er sich endlich ärgerlich dazu entschloß, mich fortzubringen.

Der Meister wohnte weit ab vom Thore, mitten in der Stadt. Die Häuser, die Straßen, das alte Schloß, an dem wir vorüberkamen, das sah mir in der Dunkelheit bei dem Flimmern der spärlich angebrachten Straßenlaternen Alles so groß aus, wie später die [85] römischen und ägyptischen Bauwerke mir kaum erschienen sind. Mit der Freude, in der Stadt zu sein, war's an dem Abende nicht weit her. Ich dachte immer an den Gottlieb und an die Schimmel.

Der Meister hatte in einer engen Straße sein eigenes Haus. Es war nur zwei Fenster breit, aber hoch. Zu ebener Erde lag nach

hinten eine geräumige Stube, die in den finstern Hof hinaussah. Sie hatte nach dem Hausflur eine Glasthüre, durch deren Vorhänge das Licht hindurchschimmerte. Der Kutscher, der mit Bestellungen schon oftmals dort gewesen war, ging geradenweges auf die Stube zu. Der Meister saß bei einem Kruge Bier am Tische. Er hatte schwarzes, graugemischtes Haar, das ihm aber auf der Stirne wie ein Schopf in die Höhe stand, scharfe Augen und eine kleine, so stark gebogene Nase, daß er wie der Habicht an unserem Scheunenthor aussah. Als wir eintraten, legte er die Zeitung aus der Hand.

»Da bring' ich den Jungen!« sagte der Kutscher. »Der Herr Doktor meinte, Sie wüßten schon. Morgen käm' er selber.«

»Was für ein Doktor?« fragte der Meister.

»Der von unserem Junker!« bedeutete der Kutscher und machte sich mit einem kurzen »Adjes!« davon.

[86] Er war niemals viel von Worten, wenn's nicht um seine Pferde war.

Ich blieb an der Thüre stehen. Der Meister fragte, wie ich heiße, wie ich mit dem Lesen und Schreiben dran sei. Ich gab Bescheid und packte mein Schreibheft aus dem Tuche aus. Er wollte wissen, bei wem ich die Frakturschrift gelernt hätte. Ich nannte den Küster, den Herrn Doktor von dem Junker und die Gouvernante vom Schloß.

»Die Schlösser und die Junker und die Gouvernanten, die schlag Dir aus dem Sinn!« rief da mit einem Male die Meisterin herüber, die an dem andern Tische, an welchem ein hübsches blondes Mädchen strickte, Wäsche zusammenlegte. »Hier gouvernire ich! — Was Du morgen früh zu thun hast, das werden Dir der Lehrjunge und die Christel expliziren. Sie wird Dir was zu essen geben. Bis acht Uhr kannst Du draußen bleiben.«

»Ja!« fiel ihr der Meister in das Wort, »geh zur Christel in die Küche, sie soll Dich in die Kammer bringen.«

Ich that wie man mir geheißen, und that es eigentlich wie im Schlaf und Traum, weil Alles mir so neu war. Die Magd ging mit

mir vier enge Treppen [87] in die Höhe nach dem Boden. Da standen in der Kammer drei Betten, von denen das eine mir bestimmt war. Jetzt war von den anderen Burschen keiner oben. Sie waren draußen, wie die Christel mir mit dem Zusatze bemerkte, der Wilhelm würde froh sein, daß ich gekommen sei, denn nun würde ich ihr Handlanger und nun würde er frei. Wenn ich aber thäte, was sie mir sagte, so solle es nicht mein Schaden sein. Eine Hand wasche die andere, groß und stark sei ich ja, die großen Eimer würden mir nicht zu schwer sein. Ich sähe ihr so aus, als wäre ich still für mich, und wenn ich die Kanonen von den Studenten nur blitzblank putzte, fiele immer etwas für mich ab. — Sie war ein ansehnliches Frauenzimmer mit blanken schwarzen Augen und mit weißen Zähnen, die sie beim Lachen zeigte, und sie lachte bei jedem Worte, das sie sprach.

Aus einem der unteren Stockwerke rief eine Männerstimme ihren Namen. Sie flog die Treppe hinab. Es sei der eine Studiosus, sagte sie. Ich solle meine Sachen rasch an Ort und Stelle bringen und dann zu ihr hinunter kommen.

Ich machte es, wie sie befohlen hatte, zog die Arbeitsjacke an, bekam mein Butterbrot in der Küche, und setzte mich damit draußen auf der Treppe vor der [88] Thüre nieder. Weshalb ich da sitzen mußte und was ich da sollte, das sah ich nicht ein.

Bei der spärlichen Straßenerleuchtung war es gerade nur hell genug, mich die Fremdartigkeit meiner Umgebung empfinden zu machen. Kein Strauch, kein Baum, kaum ein Stück vom Himmel zu sehen! Nichts als hohe Häuser, eines dicht neben dem andern, und viele Fenster, aus denen Licht hervorschien, ohne daß ich wußte, wer dahinter wohnte. Hungrig war ich, aber das Brot, obschon es gut war, wollte mir nicht wie sonst hinunter. Ich hörte in der Nähe lachen, in der Ferne pfiffen Jungen. Es gingen auch Leute vorbei, aber ich kannte sie nicht. Auf dem Hofe und im Dorfe hatte ich jeden Menschen und jedes Thier gekannt und Jeder hatte mich gekannt. Hier wußte ich nicht aus nicht ein; und die großen Wassereimer, die blitzenden Kanonen der Studiosen, die Worte der

Frau Meisterin, die Redensarten der Magd, das strickende Mädchen, das zwölf Jahre alt sein konnte, und der kluge Habichtskopf des Meisters, der sich vor dem Gouverniren der Meisterin bescheidentlich geduckt hatte, gingen mir bunt und wir im Sinn herum.

[89] »Jetzt bin ich in der Lehre!« sagte ich mir, um mir ein Herz zu machen. »Jetzt bin ich ein Maler!« Indeß an dem Abend empfand ich kein sonderliches Vergnügen über diese Erfüllung meiner Wünsche. Der Gottlieb und die Schimmel hattens besser.

ACHTES KAPITEL

Hier brach die Erzählung plötzlich ab und es folgte eine Reihe von Karrikaturen, wie man sie in den Blättern der illustrirten Zeitungen anzutreffen pflegte. Helmar war der alleinige Held derselben. Er hatte in ihnen seiner heitern Laune den freien Zug gelassen.

Es war Helmar, der unter dem Scepter der Meisterin jede Art von Hausknechtsdienst verrichtete, der das Zusehen hatte, wenn die blanke Christel mit den Studenten liebelte. Helmar, der die Farbentöpfe zur Erde fallen ließ, weil er an das Schloß gedachte und an Die, die es bewohnten. Helmar, der von der Leiter niederstürzte, weil ihm in unbestimmten Umrissen die Bilder vor den Augen schwebten, die er [91] bei seinen Wegen durch die Straßen in sich aufgenommen hatte. Dann wieder Helmar in der städtischen Kunstschule Sonntags vor seinem Reißbrett sitzend, lächerlich aufgeputzt mit der Studenten alten Kleidern.

So ging es ergötzlich durch eine Reihe von Blättern fort. Die Erlebnisse auf seiner ersten Wanderschaft, alle jene kleinen Vorgänge, welche sich gleich zu bleiben pflegen in den meisten Anfängen des Handwerker- und Wanderlebens, hatte er meisterhaft skizzirt, bis eine hübsche Arabeske den Schluß machte, aus deren viel verschlungenem Geranke eine Jünglingsgestalt emporstieg, die Arme sehnsüchtig einem Genius entgegengebreitet, der, sich zu ihm niederneigend, mit einem vollen Kranze ihm Pinsel und Palette reichte. Es war noch einmal Helmar, um einige Jahre jünger, als wir ihn seinerzeit in Rom in seiner frischen Schönheit kennen gelernt hatten.

Ich habe mich lange bei den Tagen meiner ersten Jugend aufgehalten, hub darauf die Erzählung wieder an, aber wer von uns liebt nicht seine Jugend, oder wer kann es leugnen, daß die ersten Eindrücke unseres Lebens und der erste Zusammenstoß, den wir mit der [92] Welt erfahren, uns das Gepräge geben und für die Bildung unseres Charakters oft von entscheidendem Einfluß sind? Daß ich ein Tölpel geheißen wurde und mich als solchen empfand, da ich zum ersten Male mit vornehm gebildeten Menschen in Berührung kam, das erweckte in mir den festen Vorsatz, kein Tölpel zu bleiben, und solch ein ehrgeiziger Vorsatz ist ein mächtiger Hebel, wenn er mit einer guten Naturanlage zusammentrifft.

Meine drei Lehrjahre gingen in Regelmäßigkeit vorüber, und mein Fleiß bei dem Zeichenunterricht in der Kunstschule hatte mir in dem Direktor derselben einen Freund und Beschützer erworben, der mich in dem Gedanken ermuthigte, nicht bei der Stubenmalerei zu bleiben, sondern zu sehen, ob ich es nicht zu etwas Besserem bringen könnte. Das vierte Lehrjahr, mit dem man sich frei zu lernen hatte, ward mir erlassen, weil die gnädige Frau ein kleines Kostgeld für mich bezahlt. Bei der vierteljährlichen Quittung über dasselbe hatte mein Meister immer über mein Verhalten Bericht erstatten müssen, und als das vorletzte Quartal herangekommen war, hatte er ein Schreiben des Professors beigelegt, der meine Anlage für die Malerei als zweifellos, mich selber aber als [93] einer weitern Unterstützung würdig bezeichnete, und meine Wohlthäter ersuchte, sie mir angedeihen zu lassen.

Darauf war noch keine Erwiderung eingegangen, als im Herbst, in dem meine Lehrzeit ablief, der General wieder einmal zur Stadt kam und mich rufen ließ. Ich hatte die ganzen Jahre hindurch weder ihn, noch sonst Jemand von der Familie gesehen, und oft gedacht, wie groß der Junker und die Kleine jetzt wohl sein möchten. Daß ich sehr rasch gewachsen war, das hatte ich an meinen Kleidern merken können; als ich nun aber, dem General

gegenüberstehend, mich so groß fand als ihn selbst, so daß ich ihm, zu dem ich früher weit hatte hinaufsehen müssen, jetzt plötzlich Aug in's Auge blickte, machte mich das noch verlegener als ich ohnehin war. Auch ihn schien es zu überraschen.

»Du bist in die Höhe geschossen!« sagte er. »Nun es hat Dir durch die Güte der gnädigen Frau freilich an nichts gefehlt. Auch Deine Freisprechung wird sie bezahlen, und den Anzug, den Du dazu brauchst. Dann stehst Du auf eigenen Füßen! Mit der Künstlerschaft ist's nichts; die schlage Dir aus dem Sinn! Wenn Du geschickt bist, um so besser. Dein Meister ist keiner von den Ersten — und was fehlt ihm? Im [94] Frühjahr lasse ich im Schlosse malen. Bis dahin bleibst Du bei ihm als Gesell. Er soll Dich mit zur Arbeit schicken. Wenn Du so fortwächst, werden sie Dich einmal zu den Garden nach Berlin nehmen. Halte Dich darnach! Da ist noch etwas für die Wanderschaft. Hebe es auf. Ein Nothgroschen ist viel werth! Und nun geh'!«

Er drückte mir dabei einen Dukaten in die Hand, ich brachte meinen verlegenen Dank an. Er hatte befohlen, ich hatte parirt; und ich hätte mir etwas dafür anthun können, daß ich nicht gewagt hatte, zu erklären, wie ich nach meiner Freisprechung nicht länger bei dem Meister bleiben, nicht drei Vierteljahre unnöthig verlieren, sondern mich auf den Weg machen und bei einem der berühmten Maler, wenn's nicht anders sein könnte, wieder Hausknechtsarbeit leisten möchte, sofern er mir dafür Unterricht geben und mich nur alle Tage seine Bilder sehen lassen wolle. Aber der General war mein Wohlthäter, war meines Vaters Herr, ich durfte mich nicht auflehnen gegen seinen Willen. Drei lange Vierteljahre waren mir verloren.

»Und doch werde ich ein rechter Maler!« sagte ich tröstend und ermuthigend zu mir selbst in meinem Herzen. »Und doch! Und doch!«

[95] Ich schrieb mir die Worte auf ein Stück Pappe und hing sie mir wie ein heimliches Ordenszeichen auf die bloße Brust. Allabendlich, wenn ich betete, nahm ich sie in die Hand.

Allabendlich segnete ich es, daß wieder ein Tag vorüber war, der mich von meinem Ziele trennte. Als aber der Meister mir nach der Freisprechung Allerlei zu eigenem Entwerfen und Ausarbeiten überließ, fand ich auch neue Lust und Liebe zu der Arbeit. Ich zeichnete in jedem freien Augenblick, und wenn ich in irgend einem Plafond, in irgend einer Ecke Früchte, Blumen, Vögel oder gar ein Köpfchen malen durfte, hatte ich einen ganz vergnügten Tag.

Die Arbeit im Schlosse sollte im Ende des Frühjahrs vorgenommen werden. Ich hatte mir für die Fahrt meinen neuen Anzug angezogen, und mit meinem feuerfarbenen Halstuch, mit der hochfrisirten Locke und dem etwas schief gesetzten blitzblanken Cylinderhut gebührend ausstaffirt, fühlte ich ein Siegesbewußtsein, das mich heiter machte. So etwas wie einer der Ehrenbogen, mit denen wir seinerzeit die Herrschaften empfangen hatten, würde meiner Empfindung und meinem Selbstbewußtsein bei der Einfahrt in unsern Schloßhof nicht unangemessen erschienen sein. Je [96] näher wir dem Schlosse kamen, je lebhafter stellte ich es mir vor, wie die Eltern sich freuen, die Brüder und die Leute vom Hof mich anstaunen würden, wie gut ich mich vor den Herrschaften benehmen, und ob die Kleine mich wohl noch wieder erkennen würde.

Aber als wir in den Hof einfuhren, war kein Mensch zu sehen. Sie waren in der Heuernte und es war Mittag. Im Schlosse waren alle Laden zu, die Herrschaften waren, um den Handwerkern aus dem Wege zu gehen, zeitig in das Bad gereist.

Ich ging enttäuscht nach unserem Hause. Da kam unser Hund. Er schlug an und sprang an mir in die Höhe. Ich nahm ihn auf den Arm, mir wurde weich und warm um’s Herz. — Hier war meine Heimat! Hier war ich zu Hause. All’ meine Betrübniß war rasch vorüber. Ich war mit einem Male seelenfroh.

Sie saßen beim Essen: die Eltern und die beiden Brüder, die im Hofe dienten.

»Na!« sagte der Vater und gab mir die Hand.

»Ist der lang geworden!« meinte der eine Bruder.

»Und den guten Anzug unterwegs?« fiel die Mutter tadelnd ein, während sie das Tuch des Rocks befühlte.

[97] Die große Freude, mit der ich eingetreten war, kam nicht recht auf. Mich drückte, ich wußte nicht was; und um mich davon zu befreien, sagte ich ehrlich:

»Ich wollte mich doch sehen lassen hier vor Euch!«

»Das ist keine Kunst!« lachte der andere Bruder, »wenn man als Glückspilz Alles von den Herrschaften bekommt!

»Ich denke, ich werde mir auch selber Kleider schaffen und zeigen können, daß ich meine Lehrzeit nicht verloren habe!« entgegnete ich, denn es fing mich zu verdrießen an, daß mich Niemand lobte.

»Rede doch, wie der Schnabel Dir gewachsen ist!« rief der Aelteste, da ich, wie ich's in der Stadt gewohnt worden war, hochdeutsch gesprochen hatte.

Der Vater meinte, das Hochdeutsche, das nehme der Mensch sich an, das schade nichts.

Es war das erste Wort der Billigung, das ich vernahm, und ich liebte das treue, düstere Gesicht des Vaters nur noch mehr, obschon ich den Gedanken nicht los werden konnte, daß auch der Vater nicht mit mir zufrieden sei.

Die Mutter hatte mir am Tische Platz gemacht, ich saß auf meiner alten Stelle. Ich hatte seit dem [98] Morgen nichts gegessen und hatte zu meiner Verwunderung keinen Hunger. Doch aß ich, damit sie nicht dächten, es schmecke mir nicht; und wir waren auf gutem Wege, als die Mutter fragte, was ich denn mit den Kleidungsstücken gemacht hätte, die ich von Hause damals mitbekommen.

»Die war ich lange ausgewachsen und die waren ja nichts mehr werth!« sagte ich. »Ich habe sie dem jüngsten Lehrling geschenkt, er ist ganz armer Leute Kind.«

Da fuhr der Vater auf.

»Weggeschenkt hast Du sie? Das gute Zeug? Westen hätte es immer noch gegeben! Das theure, starke Tuch! — Aber freilich, Du

willst hoch hinaus! Ein rechtschaffener Diener, ein Schreiber hast Du nicht werden wollen. Beim Handwerk willst Du auch nicht bleiben, wie der Herr General vermeldet hat. Bildermaler willst Du werden. Probire, wie weit Du damit kommst. Stuben werden immer und überall gemalt! Sich selber läßt alle zehn Jahre einmal ein Mensch malen. Ich verlange nichts von meinen Kindern; dafür habe ich treu gedient! Aber ohne rechtschaffenes Gewerbe wie die Kesselflicker und Zigeuner in der Welt 'rum ziehen, das lasse ich sie nicht; das merk' Dir! [99] Da wär's noch eher, Du dientest auf Avancement und würdest, wie der Herr General sagt, ein ordentlicher Feldwebel oder so etwas. Aber ein Maler! Nun und nimmer!«

Darauf also hatt' ich mich gefreut alle die Tage? — Alles, was sie in der Familie gelegentlich über mich gedacht und mir nicht geschrieben hatten, weil das Schreiben nicht ihre Sache und ihr Brauch war, das kam nun mit einem Mal heraus und über mich. Widerspruch vertrug der Vater nicht, kränken wollte ich ihn nicht. Ich suchte ihm meinen Plan, die Möglichkeit seiner Ausführung zu erklären, ohne damit durchzudringen. Er verstand nicht, was ich wollte, und die Anderen verstanden es noch weniger.

Er blieb dabei, all' die Thorheiten hätten mir der August und der Doktor Müller in den Kopf gesetzt, ich wisse nicht, was ich wolle. Ich sei ein Nichtsnutz, ein Faulenzer, scheue die redliche Arbeit und das sei eine Schande. Er stellte mir die Brüder, die als Reitknecht und in der Brennerei ihr gutes Auskommen hätten, zum Beispiel auf; sie kamen auch Beide trotz meines schönen Anzugs und meines wohlgekämmten Scheitels sich mir weit überlegen vor. Sie lachten [100] mich aus in meiner Herrlichkeit. Es war Alles ganz anders gekommen, als ich es mir gedacht hatte, und ich hatte dabei das beste Gewissen von der Welt und hatte sie Alle lieb. Da ich aber von dem nicht reden durfte, was mir doch allein am Herzen lag, schwieg ich lieber still. Ich war froh, als das Essen vorüber war und ich zu meinem Kollegen in das Schloß und mit ihm an die Vorbereitung zu unserer Arbeit gehen konnte.

In den nächsten Tagen, als wir das Abschnüren und Eintheilen beendet hatten und bei dem Malen waren, machte der Vater sich öfter in dem Saale zu thun; und da er mich im Leinwandkittel bei der Arbeit sah und bemerkte, wie der Altgesell mit mir wie mit einem Kameraden umging und mir viel freie Hand beim Malen ließ, war mit ihm besseres Verkehren. Er besah sich die Vögel und die Köpfe und die Blumen, die unter meiner Hand zum Vorschein kamen, sagte, sie sähen so aus, wie sie wären, und ich würde ein rechter Narr sein, wenn ich nicht dabei bliebe. Ein geschickter Maler, der sich hier ansetzte, könne zu Haus und Hof kommen, denn es gäbe hier herum immer viel zu thun; und einmal seine Beine in seines Jüngsten eigenem Hause unter dessen Tisch [101] zu setzen, das würde ihm und der Mutter schon gefallen, obschon sies niemals nöthig haben würden.

Ich dachte, das solle er schon haben, wenn auch nicht hier im Dorfe; aber recht froh wurde ich meines Lebens auf dem Hofe nicht, obschon der Schulmeister und der Pfarrer mich wohl aufnahmen und mir zuredeten, zu versuchen, wie weit ich’s bringen könnte in der Malerei und Kunst.

Weil die Herrschaften so bald als möglich zurückzukommen wünschten, mußten wir uns sehr zur Arbeit halten, und ich hatte mir vorgenommen, wenn wir fertig sein würden, ein paar Tage länger auf dem Hof zu bleiben, um womöglich die gnädige Frau und die Kleine einmal wiederzusehen, ehe ich für lange in die Fremde ging. Als wir aber fertig waren und Vater und Mutter und Brüder, und wer es immer konnte, in die neugemalten Zimmer kam, weil man so etwas Schönes hier noch nicht gesehen hatte, traf die Nachricht ein, daß die Heimkehr der Herrschaften sich um vierzehn Tage und mehr verzögern würde, und ich mußte also mit den Anderen fort.

Den Tag vor der Abreise, als wir Feierabend gemacht, und alle unsere Geräthschaften zusammengepackt hatten, ging ich noch in das Freie hinaus. Ich [102] hatte das alle Abende gethan, hatte meines Weges bald Den, bald Jenen von den Leuten angetroffen und mit

ihnen viel verkehrt. Aber recht zu Hause hatte ich mich mit ihnen nicht gefühlt. Ich wußte, daß meines Bleibens hier nicht sei, ich sehnte mich weg, und so etwas fühlen die Menschen Einem an, wenn man es ihnen auch verschweigt. Dieser letzte Abend hatte für mich aber eine von den Stunden, die man nicht vergißt. Jeden Platz und jeden Fleck, jeden Strauch und jeden Baum hatte ich gekannt, als ich nach beendeter Lehrzeit jetzt zurückgekommen war. Jeder hatte seine Erinnerung für mich gehabt, an Jeden hatte ich in der Stadt vielhundertmal gedacht. Den Saal, in dem ich mich so ungeschickt erwiesen, den Garten, in welchem ich der Kleinen mein Kaninchen gegeben, die Laube, in welcher ich zuerst gezeichnet, die Wiese, auf der ich Schildwache gestanden, die Kirche und das Pfarrhaus, das Alles hatte ich immer vor mir gesehen wie meine Hand. Wie diese war es mir zu eigen, wie mit dieser war ich für mein Gefühl Eins und zusammengewachsen gewesen mit der Heimat. Dahin gehörend, hatte ich mich immer nur als des Kaspar's Helmar, halbwegs als ein Besitzstück der Herrschaften empfunden.

[103] An dem Abende aber, als ich allein für mich über den Schloßhof, durch die Gärten, in das Feld ging, erschien mir das Alles plötzlich als ein Fremdes und ich mir wie verwandelt, wie losgelöst davon. Ich erschrak davor und war gerührt, und hätte nicht sagen können, was mich rührte. Ich sah mir Alles an, als fürchtete ich, es zu vergessen. Ich fragte mich, ob ich das Alles, ob ich die Eltern und die Brüder und den Vater wiedersehen würde, denn ich mußte fort für lange, vielleicht für immer, sagt' ich mir, weil — — ich nicht mehr hierher gehörte. Ich war nicht nur des Kaspar's Helmar, ich war ich selbst, der Malergehülfe Kronau, der sehen mußte, was er mit sich anfing.

Ich hatte das nie bisher bedacht, geschweige denn es mir ausgesprochen. Es war eine neue Erkenntniß, mit der ich Besitz nahm von mir selbst, in der ich mich selbst zum Herrn meiner Zukunft machte, wenn auch für lange Zeit von meiner selbstherrlichen Herrlichkeit noch nicht viel zu rühmen war.

NEUNTES KAPITEL

Nun hieß es auf die Wanderschaft! — Aber das Wanderleben mit leerer Tasche ist lange nicht so schön und lustig, als sich's in den Liedern anhört; indeß die Jugend ist schön und ihr froher Muth; und für Einen, dessen Augen auf das Sehen gestellt sind, ist Vergnügen überall vorhanden, selbst wenn Schmalhans gelegentlich den Küchenmeister macht.

Hier Arbeit nehmend und dort für eine Weile, hatte ich mich glücklich bis zum Rhein, bis Düsseldorf, dem Ziele meiner Sehnsucht, durchgebracht, wo ich auf's Neue bei einem Stubenmaler als Gehülfe mein Brot erwarb. Manch' liebes Mal hab' ich dort vor den Kunsthandlungen dagestanden, betrachtend, was Glücklichere geschaffen hatten, berechnend, wie viel [105] von meinem Gelde für knappe Kost nöthig, für wie viel Zeichen- und Malgeräth zu kaufen sei; und Jahr und Tag vergingen, ehe ich mit meinen Zeichnungen bis zum Direktor der Akademie gelangen, ehe ich Aufnahme als Schüler durch ihn finden, und mir den ersten, heiß ersehnten Triumph meines Lebens bereiten, es Frau von Marville melden konnte, daß ich ein Schüler der Düsseldorfer Akademie geworden sei, daß es nun ein Ende habe ein für allemal mit dem Malerhandwerk.

Sie antwortete mir sogleich und freundlich. So sei es recht! So habe sich's der General gedacht. Wolle ich nun aber wirklich übergehen vom Handwerk zu der Kunst und ein wahrer Künstler werden, so müsse ich nicht nur malen, sondern noch viel Anderes lernen und mich zu unterrichten und zu bilden suchen, wie und wo

ich irgend könne. Dann hoffe sie noch Freude an mir zu erleben. Sie hatte auch diesem Briefe wieder ein kleines Geldgeschenk hinzugefügt. — Sie haben das Goldstück in silberner Fassung an meiner Uhr gesehen und mich einmal darum gefragt. Ich trage es heute noch! Es war mein erster Orden! der Orden, den ich selbst mir für Fleiß und Enthaltsamkeit ertheilte, denn für den [106] Armen und Ununterrichteten ist der Weg zum Ziele lang und weit und schwer — und Nächte voll mühseliger Kopistenarbeit, mitunter auch mit leerem Magen, haben mir's ersparen und erhalten müssen, dieses Goldstück, bis meine Laufbahn plötzlich unterbrochen ward.

Der General hatte seinerzeit mir richtig prophezeit. Sie nahmen mich, als ich das einundzwanzigste Jahr erreicht, zu den Gardedragonern nach Berlin. Als Freiwilliger zu dienen, fehlte mir nicht mehr als Alles. Ich hatte also eine lange Dienstzeit vor mir, und ging betrübten Herzens in mein Regiment, in die Kaserne und in des Königs Rock.

Indeß der Mensch denkt und Gott lenkt, sagte meine Mutter. Das Regiment und meine Dienstzeit waren ein großes Glück für mich und kamen mir in jedem Sinn zu Nutzen, mehr als ich zuerst verstand. Ich lernte gehen und stehen, ganz anders als auf unserem Hofe. Ich lernte regelrechtes Reiten, hatte von früh bis spät viel Pferde und viel Menschen vor mir, so daß ich sie mir in allem ihrem Thun und Lassen völlig einprägen, ja sie recht eigentlich studiren und auswendig lernen konnte; und ich bekam dann einen Rittmeister, der mein eigentlicher Wohlthäter [107] geworden ist, der — aber ich will damit nicht vorgreifen.

Er hatte die Eskadron schon lange, als ich in's Regiment gekommen war, und die Leute hatten ihn sammt und sonders lieb. Eines Tages, als es mit meiner Dienstzeit schon bergab ging, kam er einmal dazu, als ich, mit meinem Skizzenbuch in einem Winkel des Hofes sitzend, mir einen Dragoner zeichnete, der sein sich bäumendes Pferd in den Stall zu führen trachtete.

Ich wollte mich eben erheben, als ich den Rittmeister hinter mir hervortreten sah. Er winkte mir, es nicht zu thun.

»Bleiben Sie sitzen!« sagte er, indem er auf meine Zeichnung hinsah. »Machen Sie es fertig, so weit es geht.« Er hielt sich eine kleine Weile neben mir und sah mir zu. Der Dragoner war inzwischen mit seinem Pferde zurechtgekommen und im Stall verschwunden. Ich stand auf und trat an.

»Sie sind Maler?« fragte der Rittmeister.

»Halten zu Gnaden, ich denke es zu werden.«

»Wer war Ihr Lehrer?«

Ich sagte, wie ich in Königsberg auf der Kunstschule ein Weniges gezeichnet, dann als Geselle ge[108]arbeitet, und ein Jahr Unterricht auf der Akademie in Düsseldorf gehabt hätte.

»Dafür sind Sie geschickt genug. Bringen Sie mir morgen zu sehen, was Sie von Zeichnungen bei sich haben!« befahl er mir.

Am anderen Tage kam ich dem Befehle nach.

Ich fand ihn an der Staffelei. Graf Berkow — ich hatte den Namen als Kind zu Hause schon gehört, denn die Berkows waren in unserer Gegend angesessen, und des Rittmeisters Vater und er selber waren öfters im Schlosse gewesen und immer sehr gnädig zu meinem Vater. Graf Berkow, mein Rittmeister, war selbst ein sehr geschickter Landschafter. Weil er aber der älteste Sohn und damit Erbe der großen Berkow'schen Majoratsgüter war, hatte er sich der Kunst nur als Liebhaber zugewendet und war, wie sein Vater und sein ganzes Geschlecht, zuerst in's Militär getreten, obschon er die Malerei meisterlich betrieb. Er sah meinen Kleinkram von Arbeiten sorgfältig durch, lobte Eins und das Andere, tadelte noch mehr; und sein Tadel, wo er ihn mit militärischer Knappheit aussprach, traf immer den Nagel auf den Kopf.

»Sie können hier gute Fortschritte machen,« sagte er. »Sie haben hier viel Leben, viel Bewegung und [109] gute Gestalten vor sich. Sich selbst durch unermüdliches Versuchen vorwärts bringen, das ist die Hauptsache in aller Kunst. Probiren Sie immer wieder Dasselbe, bis Sie es herausbringen können. Der Einfall ist Sache des Talents, die Ausführung ist Sache des Fleißes und der Geduld. Zeit haben Sie genug. — Ich werde Sie wieder kommen lassen. Vielleicht

benütze ich Sie einmal. Ich skizzire mir ab und zu ein paar Gestalten für meine Landschaften.

Das ließ nicht lange auf sich warten. Einmal stand ich ihm in voller Uniform Modell, ein andermal in einer ritterlichen Tracht, die er hatte kommen lassen. Er bezahlte mich dafür nicht mit baarem Gelde, aber er that mehr. Er schenkte mir den ersten ordentlichen Oelfarbenkasten mit Pinseln und Palette. Darnach hatte mein Sinn gestanden, wer weiß wie lange, und ich kam mir wie ein neuer Mensch vor, als ich den Kasten mit in unsere Stube brachte.

Freundlich von Natur, hatte der Graf, als ich ihm zum Ritterbilde stand, während er malte, mich nach meiner Herkunft gefragt.

»Daß Sie ein Ostpreuße, ein Samländer sind, das hört man Ihnen an. Wo sind Sie geboren?«

Ich nannte Waldritten und setzte hinzu, die [110] Gutsherrin sei meine Pathin und Wohlthäterin gewesen, ich sei ihres alten Dieners Sohn.

»Frau von Marvilles?« fragte er. »Da sind Sie sozusagen aus einer Hand in die andere gegangen und in der Verwandtschaft geblieben. Ich kenne die Herrschaften von Waldritten, war vor ein paar Jahren wieder dort. Lebt der alte Kaspar noch? Er hat mich ganz speciell bedient.«

Ich bejahte mit Freuden, denn nun ich hoffte, daß aus mir etwas Ordentliches werden könnte, wünschte ich doppelt, daß die Eltern mir am Leben bleiben möchten. Ich wollte sie gern überzeugen, daß ich kein Zigeuner und kein Kesselflicker werden würde; und weil er meinen Vater kannte und freundlich von ihm sprach, hatte ich den Rittmeister noch viel lieber. Wie ich so stillstehen und den Rittmeister ansehen mußte, war mir's just, als müßte daneben nun auch meines Vaters Gesicht irgendwo zum Vorschein kommen, so wie das Christushaupt auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika, und ich bekam ein wahres Heimweh nach dem Hofe und nach Haus.

Gerade in dem Augenblicke trat der Bursche des Rittmeisters

ein, ihm eine Visitenkarte zu überreichen.

»Sehr angenehm!« sagte der Rittmeister, legte [111] Pinsel und Palette weg und gab mir ein Zeichen, mich in die Nebenstube zurückzuziehen, deren Thüre wie immer offen stand.

»Willkommen!« rief er darauf heiter, »willkommen in Berlin!« und bot dem eintretenden jungen Offizier von den Garde-Ulanen seine Hand zum Gruße. Es war Clamor.

Er war ein schöner Mensch geworden, schlank und groß und frisch. Ich kannte ihn gleich wieder, obschon ich ihn nicht gesehen hatte, seit wir Beide Knaben gewesen waren.

»Es ist gescheidt,« sagte der Rittmeister zu ihm, »daß Sie sich haben hierher versetzen lassen. Man lebt hier angenehmer als drüben in Potsdam, und das ewige Hinundherfahren bekommt man sehr bald satt. Zudem haben Sie ja Ihre mütterlichen Verwandten und vielleicht auch von Ihres Vaters Seite noch Angehörige hier?« setzte er fragend hinzu.

Clamor verneinte dies Letztere, und der Rittmeister fragte, wie die Seinen sich befänden, wie es in Waldritten stehe?

Clamor sagte, es gehe seinen Eltern wohl. Der General habe neuerdings noch ein Vorwerk gekauft, welches bisher als eine störende Enclave in den Be[112]sitzungen gelegen habe, und baue und organisire und verbessere immerfort, sein Ideal von einer Musterwirthschaft herzustellen.

»Und Ihr Schwesterchen? wie geht es ihr?«

»Ich glaube, Sie würden sie kaum erkennen«, entgegnete Clamor. »Sie ist sehr gewachsen und mit ihren vierzehn Jahren wirklich schon ein stattliches Mädchen.«

»Und schön, wie ich vermuthe!« warf der Rittmeister ein, »denn sie war ein gar schönes Kind, als ich sie vor anderthalb Jahren bei Ihnen zum letzten Male sah.«

»Wenn man ein Urtheil über seine Schwester hat, so möchte ich allerdings sagen, Dora sei sehr hübsch geworden! Aber« — er faßte in die Brusttasche der Uniform und zog ein kleines Etui daraus hervor — ich habe mir eben dies Bild der Meinen, das sie neulich

haben machen lassen, von der Post geholt. Sehen Sie selber!«

»Ja, freilich! vortrefflich, ganz vortrefflich! Und wie die Mutter noch immer schön aussieht! Wie reizend, wie anmuthig die Tochter neben ihr steht — Dora ist ja der Liebreiz in Person. Diese unwillkürliche Kopfneigung ist so lieblich, ist so demüthig [113] und lieblich, als hätte sie sie einer Rafael'schen Madonna abgelauscht.«

»Demüthig!« lachte Clamor, »Ach nein! das ist die bloße Verlegenheit des ungewohnten Thuns, eine ihr offenbar gebotene Haltung; denn Dora ist der Frohsinn selber, und von einer Madonna hat sie nichts, denn ihr Haar und ihre Augen werden immer dunkler. Aber sie sieht gut aus, das ist wahr!«

»Die Farbe thut es nicht, es ist der Blick, die Haltung!« bedeutete der Rittmeister, der das Etui noch immer in der Hand hielt und betrachtete. »Wie frisch der General noch ist!« sagte er dann nach einer kleinen Weile. »Man lebt doch nur auf seiner eigenen Scholle das wahre, rechte Leben. Ihr Vater hat sehr wohl daran gethan, zur rechten Zeit auf's Land zu gehen. Bin ich einmal so weit als er, so mache ich's ihm nach — und vielleicht früher — um nichts mehr zu sein, als Landedelmann und etwa ein Bischen auch ein Maler!« scherzte er. »Uebrigens habe ich gerade heute einen Maler von Ihren Gütern hier. Kommen Sie herein, Kronau.« — Und meine Maskerade zu erklären, bemerkte er, er habe eben heute nach mir gemalt.

[114] Obschon ich noch im Kostüm war, trat ich an, wie sich's gebührte, und ich kann mir denken, daß der Eindruck komisch war. Clamor lachte laut auf.

»Wie der Kerl aussieht!« rief er, ohne mir auch nur den guten Tag oder ein Wort zu gönnen. »Ist der Ihr Bursche?«

Gegen des Grafen Freundlichkeit stach seines jungen Vetters Weise nur noch greller ab, und sie schien ihm zu mißfallen.

»Nein!« entgegnete er. »Ich hatte allerdings einmal daran gedacht, Kronau zu mir zu nehmen, aber ich lasse ihn lieber für sich und kümmere mich ein wenig um sein Zeichnen, da er Ihrer Mutter Schützling war. Ich glaube, sie wird es nicht bereuen, daß sie ihm

fortgeholfen hat. Es steckt ein tüchtiges Talent in ihm und er giebt sich Mühe. — Kommen Sie heran, Kronau! Der Herr Lieutenant wird nichts dagegen haben und erlauben, daß ich Sie das Bild der Herrschaften von Waldritten sehen lasse.«

Gewiß nicht!« rief Clamor, auf den Ton eingehend, den der Graf anschlug. »Komm' her! sieh einmal! Sind sie nicht Alle sehr getroffen?« fragte er, indem er mir selber das Etui hinhielt.

Ich hatte in der Nebenstube kein Wort verloren [115] von der ganzen Unterhaltung und hatte mir lebhaft gewünscht, nur einen einzigen Blick auf die Bilder werfen zu dürfen. Der Graf konnte nicht wissen, welche Gunst er mir erwies.

Ja! das waren sie: der General und die gnädige Frau und Dora! Aber das runde Kinderköpfchen hatte sich in ein vollendet schönes Oval verwandelt. Das Haar, das einst in langen Locken um ihren Kopf geflattert, hatte sich ihr voll und weich um die Schläfen gelegt, und die großen Augen sahen so sanft, so ruhig aus, wie eines jungen Rehes Augen, das noch kein Schuß erschreckt hat.

Ich reichte Clamor mit einem ergebensten Danke das Etui zurück. Der Graf nahm es ihm wieder aus der Hand, besah es schweigend, und sich dann erinnernd, daß ich noch vor ihm stand, sagte er, ich solle mich umkleiden und gehen.

Da ich nicht Befehl erhielt, während meines Ankleidens die Thüre zwischen den Zimmern zu schließen, ließ ich sie natürlich offen stehen; sie achteten auch Beide weiter nicht auf mich.

Der Graf erkundigte sich, ob Clamor schon viel Besuche in Berlin, ob er schon viel Bekanntschaften gemacht habe. Clamor verneinte es.

[116] »Ich war ja erst wenige Monate in Potsdam und bin, wie Sie vielleicht bemerkt haben, auch nur wenig herübergekommen. Mein Vater hatte das so verlangt. Außer bei den Meinen bin ich öfters in der Oper und im Ballet, und nur ein paarmal zu größerer Gesellschaft in das Haus von unserem Bankier gekommen, der mich geladen hatte.«

Der Graf fragte, wer das sei.

»Ein Kommerzienrath Wollmann!« entgegnete ihm Clamor.

»Sonderbar, daß ich Ihnen da nicht begegnet bin!« meinte der Graf. »Ich mache meine Geschäfte auch mit ihm und komme ebenfalls bisweilen hin. Es ist ein sehr anständiger Mann! Gebildete Leute! Man findet schickliche Gesellschaft dort! Die Tochter ist ein hübsches Mädchen und hat Manier und Geist!«

»Ich finde sie ganz reizend!« fiel ihm Clamor in das Wort.

»Das ist der rechte Ausdruck!« meinte der Graf. »Die Fremdheit der Rasse hat für unsereinen Reiz, und Cäcilie ist ein Typus für dieselbe. Feingliederig, üppig, schöne Augen, viel Temperament — und, wie die Jüdinnen in der Regel, klug und kokett. Das zieht an! Nehmen Sie sich in Acht!«

[117] Sie lachten noch Beide über diese Warnung, als ich davonging.

Wie dann Clamor nach geraumer Zeit in den Hof hinunterkam, stand ich mit ein paar Kameraden dort. Er winkte mich zu sich heran.

»Wie lange hast Du noch zu dienen?« fragte er.

Ich sagte: »Noch fünf Monate.«

»Und nachher? wo willst Du dann hin? was denkst Du dann zu thun?« erkundigte er sich.

»Der Herr Rittmeister meinen,« antwortete ich, »daß ich in Berlin bleiben soll. Er will die Gnade haben, für meine Aufnahme in die hiesige Akademie und in ein Atelier zu sorgen.«

»Aber wovon wirst Du leben?«

»Der Herr Rittmeister meinen — und ich glaube das auch — daß ich hier mit verschiedenen Arbeiten mir meinen Unterhalt leichter als in Düsseldorf verdienen könnte, bis die Malerei mich nährt.«

»Da! da ist etwas für den Anfang!« sagte Clamor und drückte mir einen Fünfthalerschein in die Hand.

Er war freundlicher, als ich ihn jemals gegen mich gesehen hatte. Ich verdankte das offenbar der guten Meinung und Weisung des Grafen, aber es kränkte mich, daß Clamor mich Du nannte, als ob ich noch ein [118] Junge, als ob ich sein oder seiner Eltern Höriger

wäre, und ein Geldgeschenk von ihm zu nehmen, der mir immer hart und hochmüthig begegnet war, das widerstrebte mir, obwohl ich sehr gut wußte, was Geld dem Mittellosen werth sei, wenn er aus dem Dienste tretend in das Bürgerkleid zurückkommt. Clamor fiel es auf, daß ich nicht sofort die Hand ausstreckte.

»Was soll das?« fragte er. »Spiele nicht den Vornehmen mit mir! Der Herr Rittmeister sagt, man müsse etwas für Dich thun, und Kapitalien wirst Du wohl nicht haben.«

Das Blut stieg mir in den Kopf. Ich schämte mich der Armuth, als wäre sie ein Unrecht oder als hätte ich sie verschuldet.

»Ich habe noch den Dukaten, den die gnädige Frau mir vor vier Jahren einmal schickte, als ich freigesprochen wurde!« fuhr ich rasch heraus. Er sollte sehen, daß ich sein Almosen nicht brauchte.

»Den hast Du noch?« rief er und mit einem Lachen, das mir ihm gegenüber das Herz befreite, setzte er hinzu: »Wahrhaftig, da warst Du sparsamer als ich! Ich habe niemals Geld, nur gerade heute wo sie mir es schickten. Aber um so besser! Nimm's [119] nur und leg' das mit dazu. Der Tag kommt schon, wo Du es brauchen wirst. Wenn ich nach Hause schreibe, werde ich dem Kaspar sagen lassen, daß ich Dich gesehen habe, und daß Dein Rittmeister große Stücke von Dir hält. Adieu! Auf Wiedersehen!«

Damit reichte er mir seine Hand, und das war mir mehr werth als sein Geld. Des Rittmeisters Güte hatte ihn Raison gelehrt. Ich dankte, blieb Front machend stehen, bis er vorüber war, und ging mit dem Fünfthalerschein, zu thun wie er gesagt.

Lange Jahre haben sie beisammen gelegen, der Dukaten und der Fünfthalerschein, und ich habe nicht gewußt, wozu ich sie verwenden würde. Aber als ich sie dann ausgegeben, habe ich nicht zu verhehlen gebraucht, was ich damit gemacht habe, und Clamor ist dabei gewesen.

ZEHNTES KAPITEL

Ich war froh, als meine Dienstzeit um war. Froh — aber verlegen, denn man findet seinen freien Willen, auf den man ein paar Jahre hindurch zu verzichten gehabt hat, nicht gleich wieder, wenn man ihn gebraucht; und man ist seinen alten Zuständen so fremd geworden, wie den alten Civilkleidern, die auch zuerst nicht passen und nicht sitzen wollen. Indeß mein guter Genius in der Gestalt des Rittmeisters half mir über Alles fort, und mein Lebensweg war von da an so glatt und eben, daß ich mich an jedem neu erreichten Punkte immer nur zu fragen hatte, wie ich eigentlich dahin gekommen sei.

Des Rittmeisters Vorstellungen an Clamor trugen mir, mit einem neuen gütigen Briefe von meiner [121] Pathin, für die nächsten zwei Jahre ein Stipendium von je fünfzig Thalern ein. Das war mir eine große Summe, eine große Sicherheit. Er erwirkte auch meine Aufnahme in die Akademie, lenkte die Augen eines tüchtigen Meisters auf mich, und nicht einen Monat ließ er hingehen, ohne nach mir zu senden, ohne sich zeigen zu lassen, was ich zeichnete und malte.

Ich nahm mich wahrscheinlich schlecht genug in meiner schlechten Kleidung zwischen meinen Kollegen in dem Akademiesaal aus, aber es währte eine Weile, bis ich mit Arbeit mancher Art mir einen anständigen Anzug schaffen konnte, und die Jahre gingen in rastlosem Fleiß, in redlichem Entbehren, in fröhlichem und immer zuversichtlicherem Hoffen hin. Ich kam vorwärts in der Kunst, vorwärts, wenn auch nur langsam und

unvollständig, in meiner allgemeinen Bildung.

Meines Meisters Können war ein vielseitiges. Er war tüchtig im christlich historischen Bilde, heiter im Genre, und edel im Porträt. Ich hatte mich bis dahin meist an das Darstellen Dessen gehalten, was mir im täglichen Leben an Vorgängen entgegengetreten war, und es auf meine Weise umgemodelt. Nun fing ich mich ernstlich auf das Porträt zu verlegen an, und ich [122] brachte es dahin, als ich fast drei Jahre in meines Meisters Schule gewesen war, daß der Graf mir zu seinem Bilde saß.

Weil ich ihn so warm im Herzen trug, gelang es mir, den schönen Mann in seiner ritterlichen Haltung nicht übel wiederzugeben, und ich kannte mich kaum vor Freude, als er selber, und auch mein Meister, mich aufforderten, nicht nur dies Bild, sondern auch eine Bivouakscene, die ich während einer Manöverzeit entworfen und jetzt ausgeführt hatte, für die im Herbste zu eröffnende Ausstellung anzumelden, während ich selber mich mit der Konkurrenzarbeit für das Reisestipendium der Akademie beschäftigte, die, wie fast immer eine historische Aufgabe war.

Das Glück war mit mir. Mein Bivouakbild fand einen Käufer. Das Bild des Rittmeisters, der in der ganzen hohen Aristokratie bekannt war, schaffte mir ein paar Porträts zu malen. Ich hatte mit einem Mal mehr Geld, als zu gebrauchen ich gewöhnt war. Ich kam mir nun wie der Prinz in jenem Märchen vor. Ich konnte meinem Vater zu seinem siebenzigsten Geburtstag nach seinen und meinen Begriffen reich beschenken; und zuversichtlich, wie die ersten Erfolge uns in der Jugend machen, malte ich mich selber in dem [123] schwarzen Sammetrock mit dem breiten Hemdkragen, die wir langhaarigen Künstler damals trugen, und sandte der gnädigen Frau das Bild zum Weihnachtsfeste ein.

Es war kein schlechtes Bild, und ich und mein Brief fanden Gnade vor ihren Augen. Der General und sie wollten sich, und vielleicht auch Dora, von mir malen lassen, schrieb sie mir, wenn es mir möglich sei, im Frühjahr für längere Zeit zu ihnen in das Schloß

zu kommen.

Zu ihnen in das Schloß! — und Dora malen! Dora malen! die schöne Dora malen!

Ich begriff es nicht, daß ich dies nicht längst gethan; daß ich sie nicht gemalt, wie ich sie zuerst gesehen hatte, am Tage ihrer Ankunft; daß ich nicht zehnmal schon dieß Kind gemalt, wie es mir in der Erinnerung lebte, in dem, und jenem Thun. Fast ohne daß ich's recht wußte, ging ich an die Arbeit.

Ich hatte ein paar Tage, nachdem sie Alle zum ersten Male auf das Gut gekommen waren, Dora unter einem grünen Ehrenbogen spielend sitzen sehen, den der Gärtner ihr errichten mußte, weil sie ihren eigenen Ehrenbogen hatte haben wollen. So stellte ich sie dar, den Schooß voll Blumen, und mit den kleinen Händen sich einen Kranz zusammenflechtend.

[124] Es war kalte, trübe Herbstzeit, als ich das kleine Bild begann. Aber meine Seele war damals so voll Glück und Muth und Hoffen, daß ich beständig wie im Sonnenscheine lebte, und wo das Herz des Künstlers hell ist, da leuchten seine Farben.

Seit dem Anfang jenes Herbstes besaß ich mein eigenes bescheidenes Atelier. Der Graf, mein ehemaliger Rittmeister, hatte mich einmal in demselben aufgesucht und ich hatte von ihm selbst erfahren, daß er für einige Tage zu seinem Vater auf das Land gegangen sei. Am Neujahrstage, als ich in seine Wohnung ging, ihm meinen Glückwunsch abzustatten, hörte ich von seinem Diener, daß er wieder nach Preußen gegangen sei, und als ich mich in seinem Zimmer umsah, bemerkte ich, daß er Daguerreotypporträts der ganzen Marville'schen Familie an seinen Wänden und auf seinem Schreibtisch hatte. Der Diener, der mich kannte, hinderte mich nicht, sie zu betrachten. Dora's schönes Daguerreotyp kam mir für meine Plane zu Statten.

Etwa vierzehn Tage später trat der Graf eines Tages bei mir ein.

»Sie sind bei mir gewesen«, sagte er, »wollten Sie etwas?« — Aber noch ehe ich ihm die Antwort [125] geben konnte, fiel sein Auge auf meine Arbeit, und mit einer Lebhaftigkeit, die ich niemals an

ihm wahrgenommen hatte, rief er: »Mein Gott, das ist ja Dora! — Fräulein von Marville!« verbesserte er sich rasch, und mich mit einem Blicke messend, der mich wie einen Fremden ansah, dessen man sich erst versichern will, setzte er hinzu: »Wie lebhaft Sie das Kinderköpfchen in der Erinnerung tragen! Es ist erstaunlich! Aber das Bild ist allerliebst, ist ganz vortrefflich! Das Bild behalte ich!«

Ich war unruhig geworden, und hätte nicht sagen können wodurch. Mir klopfte das Herz bei dem Gedanken, mich von dem Bilde zu trennen, es dem Grafen verkaufen zu sollen; und obschon ich bis zu diesem Augenblicke nicht daran gedacht hatte, sagte ich, um über die Zusage hinwegzukommen:

»Ich hatte vor, es der Frau Generalin zum Tage ihrer silbernen Hochzeit anzubieten.«

»Woher kennen Sie den Tag?« fragte mich der Graf. »Ich bin geboren an dem Hochzeitstag der Herrschaften!« gab ich ihm zur Antwort.

»So, so! Nun dann, so stehe ich zurück!« Und noch einmal hintretend vor das Bild, und es mit unverkennbarer Befriedigung musternd, sagte er: »Vor[126]trefflich, ganz vortrefflich! Das Bild ist besser, als Alles, was Sie noch gemacht haben. Vielleicht ist dieß eigentlich Liebliche, Idyllische Ihr rechtes Fach! Versuchen Sie sich mehr darin.«

Er ging davon, ich gab ihm das Geleit, und wie ich dann wieder in mein Atelier zurückkam, setzte ich mich nieder, und sah mir selbst mein Bildchen an. Es war mir nicht dasselbe mehr.

Ich begriff mich selber nicht. Aber es hatte mich etwas erschreckt, etwas verletzt in seiner Weise, und nun ich darüber nachzudenken begann, meinte ich, daß es der herrische Ton gewesen sei, mit dem er mir zugerufen: »Das Bild behalte ich!«

Als ob ich über meine eigene Arbeit nicht bestimmen könne, als ob ich Gott danken müßte, das hübsche Bild nur los zu werden!

Ich vertiefte mich je länger um so mehr in dem Gedanken, weil mein Gewissen schlecht war. Endlich aber konnte ich’s länger nicht ertragen. Ich ging nach der Wohnung des Grafen, um ihm eine

Kopie des Bildes als ein Zeichen meines Dankes anzubieten, indeß ich fand ihn nicht zu Hause, und ich war besser mit mir zufrieden, als mir dieses wirklich leid that.

ELFTES KAPITEL

Für den Abend hatte ich eine Einladung in das Haus des Kommerzienraths Wollmann erhalten. Es war das dieselbe Bankierfamilie, über welche ich vor drei Jahren, während meiner Dienstzeit, den Grafen und Clamor in des Grafen Wohnung hatte sprechen hören, und deren schöne Tochter Beide gepriesen hatten. Der junge Leonhard Wollmann hatte sich der Malerei gewidmet, war mit mir auf der Akademie gewesen, und hatte Zuneigung zu mir gefaßt. Er konkurrirte mit uns Anderen um den Preis für Rom.

Man war in jenen Tagen des neuerwachten deutschen Künstlerlebens in den reichen und gebildeten jüdischen Kaufmannsfamilien den strebsamen jungen Künstlern sehr geneigt, so daß mehrfach Ehen zwischen [128] den Töchtern solcher Familien und jungen, unbemittelten Künstlern vorgekommen waren; und daß ich mich aus den unteren Ständen emporgearbeitet hatte, rechneten mein Freund und die Seinen mir als ein Verdienst an. Ich ging ebenso gern in das Haus, als man mich dort freundlich aufnahm.

Obschon ich es mir ableugnen wollte, war es mir aber immer noch etwas Schmeichelhaftes, in große Gesellschaften geladen zu werden, etwas sehr Angenehmes, mich in einem guten, modischen Anzug zu zeigen; und es kostete mich immer eine gewisse Ueberwindung, diese Freude und daneben auch die Besorgniß nicht zu verrathen, ob ich auch nichts thäte oder sagte, was gegen die gesellschaftliche Form verstieß.

Weil ich mich hüten wollte, zu früh zu erscheinen, kam ich an dem Abend erst spät, nachdem ich zu Hause, wer weiß wie oft,

nach der Uhr gesehen hatte, ob es noch nicht an der Zeit sei, mich auf den Weg zu machen. Man tanzte auch bereits, als ich in den Saal eintrat; und mit dem ersten Blicke gewahrte ich an dem andern Ende des Saales Clamor mit der Tochter des Hauses in eifrigem Gespräch.

Es war, bald nachdem ich mit Leonhard näher bekannt geworden war, einmal zwischen uns die Rede [129] auf meine Heimat gekommen, und ich hatte dabei erfahren, daß Clamor im Wollmann'schen Hause viel verkehrte. Ich hatte mich damals sofort der Aeußerungen erinnert, welche er und der Graf über die Familie und die Tochter des Kommerzienraths gethan hatten, und mich bei manchem Anlasse wieder daran erinnert, aber ich war Clamor in dem Wollmann'schen Hause noch niemals begegnet, und ihm überhaupt nicht wieder persönlich nahe gekommen seit dem Tage, da er mir das Geldgeschenk gemacht hatte. Nur an mir vorüberreiten oder mit Anderen an mir vorübergehen hatte ich ihn bisweilen gesehen; und Cäcilie, Leonhard's einzige Schwester, hatte mit mir sehr oft von ihm gesprochen. Sie hatte ihn gerühmt, hatte mich nach seinen Eltern gefragt, mich von seiner Schwester erzählen machen, und ich hatte aus ihren Reden mir entnehmen können, daß er zu ihren Verehrern und Günstlingen gehöre.

Sie sah sehr schön aus an dem Abende, mit den dunkelrothen Granaten in den schwarzen Locken, wie sie die leuchtenden Augen gegen den hochgewachsenen Clamor mit freudigem Aufschlag in die Höhe hob. Als ich ihr aus der Ferne meine Verbeugung machte, [130] nickte sie mir wie einem alten Bekannten freundlich zu, und während ich mich ihren Eltern vorzustellen ging, sah ich an ihren und Clamor's mich begleitenden Blicken, daß von mir die Rede sein mußte.

Es war nicht ohne Zagen, daß ich mich ihnen endlich nahte, denn das Selbstgefühl, welches man innerlich mit seinem Können und mit seinen Erfolgen gewinnt, setzt sich bei uns in Armuth und Niedrigkeit Geborenen, nicht gleich in die geprägte baare Münze des gesellschaftlichen freien Empfindens und unbefangenen

Gebahrens um. Ich wußte es also der liebenswürdigen Cäcilie herzlich Dank, daß sie mir so freundlich die Hand entgegenreichte, daß sie mich mit ihrer Anrede der Nothwendigkeit enthob, das erste Wort zu suchen.

»Wir hatten eben von Ihnen gesprochen, als Sie eintraten,« sagte sie. »Graf Berkow hat mir und dem Herrn von Marville erzählt, daß er heute bei Ihnen ein sehr hübsches Bild von Fräulein von Marville gesehen, welches Sie aus der Erinnerung für deren Eltern zum silbernen Hochzeitsgeschenk gemalt haben. Er hat es uns so reizend beschrieben, daß ich es durchaus sehen muß, ehe Sie es absenden.«

Ich entgegnete, daß es noch nicht fertig sei, daß es bis Mittsommer in meinen Händen bleiben und ich [131] mich sehr geehrt fühlen würde, wenn sie kommen wolle, es anzusehen.

»Gewiß will ich das! Ich komme mit meinem Bruder zu Ihnen, sobald Sie es vollendet haben.«

»Und Sie haben nichts dagegen,« fiel Clamor gegen Cäcilie gewendet ein, »wenn ich Sie dann begleite?«

»So lange wollen Sie warten? Das ist sehr galant für mich und sehr ungalant und sehr geduldig gegenüber Ihrer Schwester!« scherzte Cäcilie. »Aber so sind unsere Herren Brüder sammt und sonders. Hätte Ihnen der Graf erzählt, Kronau habe aus der Phantasie ein entzückendes Kinderbildchen irgend einer Sängerin oder Tänzerin gemacht —«

»Oder das Ihre!« fiel Clamor ihr in's Wort.

»Still!« rief Cäcilie, »mit einem so billigen Intermezzo kaufen Sie sich von meiner Strafpredigt nicht los. Sie Alle sind neugierig wie die neugierigste Frau, wenn es sich um eine Ihrer bewunderten Bühnenheldinnen handelt; und von einer wahrhaft stoischen Gelassenheit gegenüber uns anderen Frauenzimmern.«

»Und das sagen Sie? Sie mir?« rief Clamor [132] mit einer Wärme, die wahrer klang, als der scherzende Ton der Unterhaltung es erwarten ließ, so daß Cäcilie roth wurde, und Clamor, als sei er über sich selbst verwundert, sich zu mir kehrte.

»Ich erfuhr hier erst,« sagte er, »daß Sie ebenso wie Fräulein

Wollmann's Bruder um den Preis für Rom konkurriren. So kommen Sie, wenn Sie Glück haben, vielleicht noch eher in die Welt als ich.

Mir fiel eine schwere Last vom Herzen. Ich hatte gefürchtet, Clamor könne mich auch heute noch wie in des Grafen Zimmer und in dem Kasernenhofe mit »Du« anreden, und mir überlegt, ob und wie ich das hinzunehmen habe.

»Sie haben aber in Ihrer Kindheit schon ein Stück Welt gesehen, Herr von Marville«, entgegnete ich, »als ich noch in Ihres Herrn Vaters Hof und in Holzschuhen umherlief.«

Ich wollte ihm zeigen, daß ich mich meines Herkommens nicht schämte, und nicht verlangte, es von ihm, nun er mich behandelte, wie es sich gebührte, vergessen zu sehen. Das schien ihm zu gefallen, und mehr noch, als Cäcilie hinzusetzte: »Helmar hat uns oft erzählt, daß Sie in Ihrer Jugend ein schlimmer Kamerad gewesen wären, und [133] ihn tüchtig gedrillt und durchgefuchtelt hätten beim Soldatenspiel. Es sei ihm später aber doch zugut gekommen. Er habe im Schlosse und von Ihnen gehen und stehen gelernt, und, wie Figura lehrt, so elegant als Einer!«

Wir waren durch Cäciliens Anwesenheit und Geschick in den Ton eines bequemen Scherzes hineingerathen, und Clamor hatte unverkennbar Lust daran, da es dem von ihm bewunderten Mädchen so gefiel. Mich aber trieb es, den Grafen aufzusuchen, um nun, da ich selbst mich so leichten, frohen Herzens fühlte, womöglich gut zu machen, was ich am Morgen in raschem Unbedacht um so mehr gefehlt zu haben glaubte, da ich ihm thatsächlich eine Unwahrheit gesagt; denn ich hatte, wie erwähnt, bis dahin nicht im Entferntesten daran gedacht, das Bild meiner Beschützerin zu schenken.

Als ich ihn in einem der Nebenzimmer traf, brachte ich ihm meine Sache ohne Weiteres vor. Ich sagte, wie ich mir einen Vorwurf daraus gemacht habe, seinem Verlangen nicht sofort nachgegeben zu haben. Ich bat ihn deshalb um die Erlaubniß, sogleich eine Kopie des Bildes für ihn in Angriff nehmen, und sie ihm als ein Zeichen verehren zu [134] dürfen, wie lebhaft ich seine

andauernde Güte für mich empfände.

Der Graf dankte mir für meinen guten Willen.

»Ich habe an demselben und an Ihrer Anhänglichkeit für mich nie gezweifelt«, entgegnete er mir, »aber die Kopie lassen Sie für's Erste unterwegs. Es ist dem Maler wohl erlaubt, Köpfe, die sich ihm auf irgend eine Weise fest und deutlich eingeprägt haben, für seine Zwecke zu benützen, natürlich in einer Weise, die dem Originale nicht zu nahe tritt. Es wird ja auch keinem anständigen Manne einfallen, ohne alle Berechtigung eine Dame von Stand in einer ihr nicht angemessenen Gestalt oder Situation darzustellen. Daß Sie, mit glücklichem Gedächtniß und mit sicherer Hand begabt, Fräulein von Marville für deren Eltern zum Angebinde malen, ist hübsch, und in der Ordnung. Daß ich Beschlag auf das Porträt meiner jungen Anverwandten legen wollte, war eine Uebereilung. Ich hatte anzufragen, ob ihre Eltern mir den Besitz eines solchen Bildes gönnen würden. Sie, lieber Freund, haben aber noch weit weniger das Recht, Sie haben durchaus kein Recht,« bemerkte er scharf und bestimmt, »Fräulein von Marville's Bild für mich oder für wen sonst es immer sei, zu malen.«

[135] Ich war gewohnt, manche mir sehr nöthige Lehre und Zurechtweisung von dem Grafen zu erhalten, und hatte sie immer gern empfangen. Er war zwölf Jahre älter als ich, war mir an Bildung, Rang, Erfahrung weit überlegen, und seine gemessene, freundliche Weise machte selbst den Tadel nicht verletzend. Hier aber wo es sich um ein künstlerisches Recht handelte, meinte ich, besonders weil des Grafen Ton mir härter und kälter klang als sonst, nicht unbedenklich nachgeben zu müssen. Ich behauptete also, daß Dasjenige, was der Künstler durch seine Anschauung sich zu eigen gemacht habe, was er in seinem Gedächtniß als ein Eigenes gleichsam unwillkürlich erworben habe, und allerdings absichtlich bewahre, ihm auch zu freier Benutzung für seine Zwecke dienen dürfe.

»Ich dürfte,« sagte ich, »wenn ich das Glück gehabt hätte, von Fräulein von Marville ein Porträt zu machen, dieses Porträt

vielleicht nicht für mich kopiren, dürfte auch in diesem Falle den Kopf nicht anderweit für meine Zwecke verwenden, ohne die Erlaubniß des Originals dazu erhalten zu haben; aber was ich frei aus meiner Seele erzeuge, das, dünkt mich, ist so gewiß meinem freien Schalten preis[136]gegeben, und so gewiß mein eigen, als mein Gedächtniß selber und mein künstlerisches Vermögen.«

»Sehr scharfsinnig!« meinte der Rittmeister, »und in der Künstlerwelt vielleicht zu Recht bestehend! Nur vergessen Sie nicht, Lieber, daß die Künstlerwelt nicht die Welt ist, und daß man in den verschiedenen Lebenskreisen verschiedene Ansichten über das Erlaubte und das nicht Erlaubte hat. Was dem Einen als sein Recht erscheint — und vielleicht kein Unrecht ist — hält der Andere für sich nicht erlaubt, nicht schicklich. Wenn der Künstler durch sein Auffassungsvermögen, und sein Gedächtniß Vorzüge vor Anderen besitzt, so hat er für dieses sein Gedächtniß, das uns und unsere Erscheinung ohne unsere Zustimmung in Beschlag nimmt, mit einer um so größeren Zurückhaltung einzustehen. Aber,« setzte er abbrechend rasch hinzu, »das ist zuletzt Ihre Sache! Was mich betrifft, so habe ich Ihnen gleich heute früh gesagt, daß ich nicht daran denken darf, mich in den Besitz dieses Bildes oder seiner Kopie zu setzen ohne die Zustimmung der betreffenden Personen; und vor dem Mittsommertage kann davon ja nicht die Rede sein, obschon ich bald einmal nach Hause, und nach Waldritten zu gehen veranlaßt sein werde.«

[137] Er sprach darauf mit mir von anderen Dingen, so wie sonst. Es kam mir aber vor, als sei er nicht mit mir zufrieden, und da ich nachher tanzte, und er sich frühzeitig entfernte, sah ich ihn nicht wieder. Dafür traf ich mit Clamor zu verschiedenen Malen zusammen, und er benahm sich gegen mich, als hätte er die Rolle mit dem Grafen ausgetauscht, als habe er plötzlich den Abstand vergessen, der meine Herkunft von der seinen trennte. Er zeigte sich leichter in seinen Umgangsformen, er sah dadurch freier und schöner aus, als mit dem Ausdruck von Hochmuth, den er sonst zur Schau zu tragen liebte; und wie ich ihn darauf näher beobachtete,

und seinem Thun und Treiben folgte, mußte ich mir es sagen, daß er Cäcilien auffallend huldige, daß sein Hängen an ihren Augen seine Verliebtheit in sie verrieth.

Schön sahen sie neben einander aus, der große, prächtige Mensch in der knappen Uniform, mit seines Vaters von jenseits des Rheines stammendem schwarzen Lockenkopf, und mit den stolz geschwungenen Lippen und Brauen des alten Waldern'schen Geschlechtes; und daneben die reizende Cäcilie, ihres glücklichen Bruders oft benütztes Vorbild. Aber Clamor von WaldernMarville, und ein Judenmädchen! und wäre es auch [138] die Tochter eines so angesehenen Hauses, wie das der Wollmann's, das war ja ganz unmöglich.

Während ich das dachte, flogen Clamor und Cacilie an mir vorüber. Er hielt sie nahe an sich gepreßt, sie hingen Blick an Blick, ihr Mund lächelte zu den Worten, die ihr Ohr von seinen Lippen nah berührten. — Wenn sie ihn liebte! Wenn er übermüthig sein Spiel mit ihr trieb!— Sie kannte seinen Hochmuth nicht, nicht die Absichten und Wünsche des Generals. Ich erinnerte mich, wie der Diener einmal gesagt, als wir noch Alle Kinder waren: »Seit wir hier im Schlosse sind, wo die beiden alten Wappen in Stein ausgehauen über dem Portal prangen, denkt der General nicht mehr daran, von wannen er herkommt; unter Grafen thut er es einmal mit seinen Kindern nicht.« Und mein Vater hatte das auch nothwendig, und in der Ordnung gefunden; denn bis auf den General war noch kein Tropfen bürgerliches Blut gekommen in das Waldern'sche Geschlecht, und der General hatte das gutzumachen, wie mein Vater meinte.

Ich hatte Cäcilie aufrichtig lieb. Ihrer Warmherzigkeit, ihrer gutmüthigen und klugen Offenheit, ihrem Geschick, die Menschen, welche sie umgaben, zu [139] brauchen, und sie ihren guten Absichten dienstbar zu machen, dankte ich meine ganze gesellschaftliche Erziehung und mein Vorwärtskommen in der Gesellschaft. Ich wußte, daß ich an ihr und an ihrem Bruder treue Freunde hatte, und wenn ich es verhindern konnte, sollte ihr kein

Leid geschehen, auch von Clamor nicht. Ich wollte sie warnen, wollte ihr die Geschichte von den Grafenheirathen wie einen Scherz erzählen, den zu verstehen sie bei ihrer Klugheit nicht ermangeln konnte. Wie ich aber das Wort Grafenheirathen in meinem Innern aussprach, fuhr es mir durch den Sinn: der Rittmeister Berkow ist ein Graf, ist Majoratserbe vom ältesten Adel der Ostprovinzen. Das wäre ein Mann nach dem Sinne des Generals! Und der Graf war jetzt zum Oeftern in Waldritten gewesen! Er hatte Dora's Bild lebhaft begehrt! — Indeß er war in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, und Dora — ich fing zu rechnen an — Dora hatte ihr achtzehntes Jahr noch nicht vollendet. Ich hatte fast acht Jahre vor ihr voraus. Der Graf konnte ihr Vater sein. Dora war ja noch ein halbes Kind. Endlich aber, was kümmerte es mich?

Es kümmerte mich nicht! es ging mich gar nichts an? Und der Graf? Wo gab es einen besseren, [140] würdigeren Mann als ihn? — Nur Cäcilie wollte und mußte ich warnen, das stand fest. Aber ich kam den ganzen Abend nicht an sie heran, Clamor wich nicht von ihrer Seite. Ich mußte mich endlich von ihr verabschieden, ohne sie noch allein gesprochen zu haben.

ZWÖLFTES KAPITEL

Einige Tage später kam Cäciliens Bruder zu mir in das Atelier. Wir waren seit jenem Abende in seinem Vaterhause nicht zusammen gewesen, und in meine Arbeit vertieft, bot ich ihm den guten Tag, ohne mich stören zu lassen.

Ich hatte im Sommer bei unseren Streifereien einmal eine Dorfschmiede skizzirt, vor der im Mondschein ein Reiter neben seinem zu beschlagenden Pferde stand, während die Gluth des Feuers in der Schmiede ihre rothen Lichter in das Freie warf, so daß die Doppelbeleuchtung eine hübsche Wirkung machte. Das Bild ist später vielfach verbreitet worden, Sie kennen es vermuthlich, doch will ich es Ihnen hinzeichnen, so gut es ohne Farbe geht. — Und wieder unterbrach [142] Helmar sein Manuskript mit einer seiner hübschen Federzeichnungen.

»Das wird gut werden!« sagte Leonhard, nachdem er, auf dem wackelnden Tische sitzend, das Bild mit seinen klugen Augen eine Weile angesehen hatte. »Das wird ganz gut! Nur über die Vorderfüße des Pferdes müßte etwas mehr von dem rothen Streiflicht aus der Schmiede fallen, denn die verschwinden von den Knieen abwärts zu sehr im Dunkeln, in das Nichts. Aber wende Dich gefälligst um, kniee nieder, und bete mich an!« —

Unwillkürlich drehte ich den Kopf nach ihm hin, und mußte über die Stellung dieses immer fröhlichen Genossen lachen. Er hatte sich weit nach vorn hinübergebeugt und hielt mit süßlichem Lächeln einen Flederwisch in der Hand, mit dem er nach mir hinüberwies.

»Was fällt Dir ein?« fragte ich.

»Ich bin der Engel der Verkündigung, mein Holder, und bringe Dir frohe Botschaft. Falte Deine gläubigen Hände, danke dem Schöpfer, der Dir Dein gebenedeites Talent gegeben hat, und dann sinke an meine Brust. Wir gehen zusammen nach Rom!«

»Nach Rom?« wiederholte ich, während ich die [143] Hoffnung nicht aufkommen lassen wollte, die sich mir im Herzen regte.

»Nach Rom!« bestätigte er. »Deine zwei Jahre in der Kaserne haben Dir wohl gedient. Die heilige Jury mit ihrem dummen, akademischen Preise hat wohlgefällig gelächelt über Deine nackten Horatier und Curiatier. Du bist ihr Mann, und wirst hoffentlich solch abgedroschenes, bockledernes Motiv in Deinem Leben nie wieder malen.«

»Aber wie meinst Du das? Die Prämiirung ist noch lange hin, und die Jury ist geheimnißvoll!« wendete ich mit wachsender Erregung ein.

»Geheimnisse dringen wie der Sonnenschein durch die Spalten der geschlossenen Thüren und fallen wie die Strahlen des Verkündigungsengels lang vor der rechten Stunde auf den rechten Fleck, so daß Du schon in herrlicher Verklärung vor mir glänzest.«

»Laß die Possen, Leonhard!« rief ich, »was hast Du gehört, was weißt Du?«

»Nichts, nichts! Cäcilie hat mir Schweigen auferlegt. Sie besteht darauf, es Dir zu sagen.«

»Daß ich den Preis erhalte?« fragte ich.

»Ja, ja! Da Du es nun ohne meine Schuld einmal doch erfahren has!« meinte er scherzend. »Der [144] Direktor selber hat es ihr mit dem Zusatze vertraut, es sei von einer Wahl die Rede nicht, wo eine Arbeit alle anderen so entschieden übertreffe. Sie erwarten von Dir Wunder, die Du nie leisten wirst, denn das historische Bild ist nicht Dein Fach. Der zusammengekauerte Schmiedejunge, und der klaffende Hund sind zehnmal mehr werth, als Deine hochbehelmten, breitgespreizten Römer, die ihre Ahnen in jedem Aktsaal haben.

»Und Du gönnst mir den Erfolg?« fragte ich.

»Was ist denn da zu gönnen? oder was soll mir an dem Urtheil dieser zopfigen Rhadamanthe gelegen sein? Mein Vater wollte, ich sollte konkurriren, nicht um das Stipendium, denn das zu nehmen, hätte ich ja nicht denken können, sondern wahrscheinlich um meine hochgehenden Wellen durch eine Niederlage in etwas abzudämpfen. Diesen Erfolg hat er durch meinen akademischen Mißerfolg im Geringsten nicht erreicht, obschon ich ihm seinen Willen gethan habe. Die Hauptsache aber ist — wir gehen sofort nach Rom, sobald Du und ich mit den Arbeiten fertig sind, die wir unter den Händen haben.« »Für's Erste habe ich weder den Preis noch das Geld!« wendete ich ein im zaghaften Unglauben an die Möglichkeit des Glücks.

[145] »Den Preis hast Du, und das Geld habe ich. Ich schieße es Dir vor, und Du kommst auf die Weise ein halbes Jahr früher an Dein Ziel!«

Ich reichte dem immer gutwilligen, treuen Leonhard die Hand; aber wie es mich auch lockte, mich mit ihm gemeinsam je eher je lieber auf den Weg zu machen, konnte ich die Aufforderung meiner Wohlthäterin nicht vergessen.

»Ich muß nach Waldritten,« sagte ich, »ich habe den General und seine Frau dort zu malen, und wahrscheinlich die Tochter auch. Im Frühjahr kann ich noch an keine Reise denken. Vor dem Herbste komm ich nicht fort.«

»Waldritten? Das scheint dies Jahr zum Wallfahrtsort ersehen zu sein!« scherzte Leonhard. »Will denn alle Welt jetzt mit einem Mal dorthin? Du und Graf Berkow, und Clamor auch. Am Ende komme ich noch selber mit, wie Clamor mir's in diesen Tagen vorschlug.«

Ich fragte, wann er ihn gesehen habe.

Leonhard entgegnete: »Erst gestern!« — Clamor komme ja häufig in sein Vaterhaus, und sie hätten ihn Alle gern.

[146] »Er macht Deiner Schwester sehr den Hof«, sagte ich.

»Sehr!« entgegnete Leonhard mit Lachen, »und es macht mir den größten Spaß, zu sehen, wie sie diesen aristokratischen Sperber

zahm bekommen hat. Als er zuerst in's Haus kam, kreiste er hoch über unseren Häuptern in der blauen Luft des reinen Blutes, als ob sein Vater nicht ehrlich hier in der Brüderstraße sein bürgerliches Nest gehabt hätte. Nur jezuweilen, und auf kurze Zeit ließ er sich in unseren Bereichen nieder. Jetzt!« — Leonhard lachte wieder hell auf. — »Nun, Du hast gesehen, er pickt Cäcilien gehorsam, wie ihr Pollo, was sie ihm hinreicht, aus der Hand, und flattert sehr vergnüglich, wenn sie ihm das Zuckerbrod ihrer guten Lehren, das ihm oft schwer genug hinuntergehen mag, mit einem Lächeln in den Mund steckt.«

»Er war gegen mich von einer Zutraulichkeit, die mich in Verwunderung setzte!« bemerkte ich.

»Ja, Cäcilie reformirt ihn gründlich, und er ist gelehrig. Wie sollte er auch nicht?«

»Glaubst Du, daß er ihr gleichgültig ist?« fragte ich.

»Durchaus nicht. Er gefällt ihr sehr! Sie sind [147] Beide gescheidt, Beide übermüthig, und voll Selbstvertrauen.

»Aber was soll daraus werden?« fiel ich ihm ein.

»Ein Paar wenn sie so fortgehen, wenn es ernsthaft wird, und wenn sie wollen. Wo nicht, ein Intermezzo mehr in dem Register von Cäciliens Phantasieen und Eroberungen.«

»Und wenn durch die aristokratischen Neigungen von Clamor's Vater für Deine Schwester ein Schmerz aus diesem Spiel erwüchse?«

»Mondbewohner! Mondscheinschwärmer!« lachte Leonhard. »Mädchen, wie meine kluge Schwester sterben nicht an Liebesleid. Und aristokratische Vorurtheile?« — Er zuckte die Schultern. — »Die Welt sieht bei uns in den großen Städten anders als bei Euch auf dem Lande aus. Mach' Dir keine Sorge. Wir gehen nach Waldritten und nach Rom! Cäcilie behauptet, es sei eine Heirath im Werke zwischen Berkow und der Schwester Clamor's, aber darin irrt sie, wie ich glaube. Der Graf ist seit langen Jahren mit einer Frau von Stande enfilirt, die ihn schwerlich freigiebt.«

Ich hatte nie ein Wort davon gehört. Ich war ein guter,

unschuldiger Junge. Derlei hatte ich meinem [148] Beschützer, dem Grafen Berkow, in dem ich das Vorbild aller Tugend und Ehrenhaftigkeit verehrte, nicht zugetraut.

»Einen Liebeshandel mit einer verheiratheten Dame?« fragte ich zweifelnd.

»Natürlich! sonst würde ja der Handel nicht so lange dauern, würde er längst auf die eine oder die andere Art zu Ende gekommen sein. Aber vielleicht wünscht er sich zu verheirathen, um die Kette zu brechen, was, wie uns das Scribe'sche Lustspiel lehrt, nichts weniger als leicht ist.«

»Und dazu,« fragte ich, »soll Clamor's Schwester ihm das Mittel sein?«

»Weshalb nicht?« meinte Leonhard. »Der Graf ist kein Mann, der etwas halb thut. Reißt er sich dorten los, so kommt er ganz und ehrlich zu der neuen Wahl, zu seiner jungen Frau, und — sicherlich sehr gut geschult. Man lernt fügsam und liebenswürdig sein in den Händen einer älteren, einer schönen, und koketten Frau.«

»Für Fräulein von Marville ist aber der Graf doch viel zu alt!« bemerkte ich, um mich zu überreden, daß an eine Heirath Dora's mit dem Grafen nicht zu denken sei.

[149] »Zu alt? Der Graf zu alt? Frage doch die jüngsten Mädchen, wie sie den Grafen finden! Sie sind ja durch die Bank von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, und seines Lobes voll. Der Graf steht zum Major, und würde, wie ich neulich hörte, der jüngste Major sein in den Garden. Er ist just alt genug, sich eine sehr junge Frau zu wünschen, und jung genug, sie zu bekommen, wenn er's will. — Nun aber vorwärts, und hinaus! Was geht's uns an! Komm und verrathe Cäcilien nicht, daß ich in meiner Freude aus der Schule schwatzte. Verdirb ihr nicht den Spaß!«

Der Kopf ging mir in die Runde. Ich! ich sollte nach Rom, und Dora sollte den Grafen heirathen, um ihn aus einer Verbindung zu befreien, die ihm drückend geworden war! — Das war auf einmal gar zu viel Ich bewunderte den Freund, der Alles, aber auch Alles so gelassen hinnahm, den Nichts kränkte, und Nichts reizte. Indeß ich

kam mir besser vor als er.

DREIZEHNTES KAPITEL

Was Glück sei, das glaubte ich damals in seinem vollsten Maße zu erkennen. Wohin ich mich wendete, lachte mir das Leben, und mit dem Erfolge wuchsen mir das Streben und die Kraft. Ich bin heute noch kein fauler Knecht. Aber wenn ich denke, was und wie ich in jener Zeit gearbeitet habe, bekomme ich Wohlgefallen an mir, und Respekt vor dem festen Wollen eines ordentlichen Menschen; denn der war ich, und gottlob der bin ich, wie ich mir bewußt bin, auch geblieben.

Meines Reisestipendiums sicher, lebte ich ohne Sorge, denn meine Schmiede fand rasch einen Käufer. In der Wollmann'schen Familie hielt man mich wie ein Kind vom Hause, und ich und Clamor waren nicht die Einzigen, welche durch die hohe Bildung jener [151] trefflichen Menschen gefördert und auf den rechten Weg gewiesen und festgehalten wurden.

Damals, als die Juden weder staatlich noch gesellschaftlich so gleichberechtigt waren, als sie es nachdem geworden sind, fanden sich immer einzelne Familien die für sich persönlich die gesellschaftliche Gleichstellung durch ihren persönlichen Werth errungen hatten, und sie mit würdigem Selbstgefühl nach jeder Richtung zu vertreten wußten. Im Hause des Kommerzienraths machte ich meine ersten bedeutenden und mir nützlichen Bekanntschaften; und mehr als das, ich lernte in dem Kreise dieser begeisterten Verehrer alles Großen und Schönen, unsere klassische Literatur, ich lernte Goethe's Werke anders kennen als bis dahin. Und wie ich die Meisterwerke der Musik in ihrem Hause zuerst zu

hören bekam, so war es auch wieder der Vater Leonhard's, dessen gelegentliche Aussprüche mir maßgebend für meine Lebensführung wurden. Von ihm hörte ich zuerst das bedeutsame: Zeit ist Geld und Geld ist Macht! Ihn hörte ich einmal sagen: Einen verlorenen Thaler findet oder erwirbt man wieder; eine verlorene Stunde und der verpaßte Augenblick sind unersetzlich! Und ich habe mir das oft mit großem Nutzen vorzuhalten, die Veranlassung gehabt.

[152] Mit der großen Auswanderung nach Waldritten, von welcher Leonhard gesprochen hatte, ward es aber für das Erste nichts. Nur der Graf, welcher in dieser Zeit sein Majorspatent erhalten hatte, ging nach Preußen, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt zurück. Von Clamor aber hörte ich, daß er für seinen Theil keinen Urlaub begehren könne, da er ihn im Sommer für die Silberhochzeit seiner Eltern fordern wolle, bei welcher Gelegenheit denn auch der Graf ein paar Wochen in Preußen bei seinem Vater und in Waldritten zu verweilen denke. So konnte also von einer Reise Leonhard's die Rede gar nicht sein, und als das Osterfest herankam, war ich der Einzige, der sich auf den Weg nach Norden machte.

Eine Eisenbahn nach Preußen gab es damals nicht. Man sah die Schnellpost noch als eine Errungenschaft an, und ich hatte Zeit zum Nachdenken genug während der achtundvierzig Stunden, welche man brauchte, von Berlin nach Königsberg zu kommen, wo mir bei dem Erzieher Clamor's, dem inzwischen zum Professor ernannten Doktor Müller, ein Unterkommen und eine freundliche Aufnahme bereitet waren. Wie ich mich einst an seinem Emporkommen aus Niedrigkeit [153] ermuthigt hatte, so freuten er und der Direktor der Kunstschule sich jetzt an dem meinen.

Es war ein köstliches Gefühl, mit welchem ich durch die alten, engen, mir so vertrauten Straßen schlenderte, in denen ich, mit unserem Korb voll Farbentöpfen und Schablonen auf der Schulter, an dem und jenem Bilderladen so oft bewundernd stillgestanden hatte. Ein köstliches Gefühl war es, mit welchem ich zu meinem Meister ging und zu meines Meisters, an den ersten Gesellen

verheiratheten, hübschen Tochter. Auch den Diener August suchte ich mir auf. Er betrieb in einer unfern vom Hafen gelegenen Straße eine Speisewirthschaft. Ihnen Allen ging es wohl. Sie nahmen mich Alle gut auf, ein Jeder von ihnen rühmte sich, zu meinem Fortkommen Dies und Das gethan zu haben. Selbst Christel, die nicht mehr blank und lustig, aber noch in des Meisters Hause rüstig und im Dienst war, meinte, sie hätte mir's schön beigebracht, wie Einem der Hut stehen müsse, um den Frauenzimmern zu gefallen; und die erste Pomade, die ich in mein Haar gebracht, die hätte sie mir gekocht, weil ich ihr gut zur Hand gegangen sei. — Die Menschen sind ja gut und hülfreich von Natur und mögen gern gefördert und Anderen geholfen haben. Ich gönnte es ihnen Allen [154] freute mich mit Allen. Sie waren wie die einzelnen Farben in meines Lebens heiterem Bild. — Bei Allen sollt' ich essen, bei Allen trinken. Von August, der die Müllerstochter aus des Generals Mühle zur Frau genommen hatte, kam ich auch nicht los.

»Sehen Sie,« sagte er, während er sich bequem an seinem Tische niederließ und eine Flasche Bordeaux entkorkte, hinter der Herren Stühle stehe ich nun nicht mehr; und diesen Bordeaux bezieh' ich von der Quelle. Direkt von den Schiffen kommt er mir in's Haus. Jetzt bin ich hier am Hafen und habe die Kapitäne zu Gästen. Kommen Sie in zehn Jahren wieder, und Sie sollen bei mir oben in der Stadt in einem Gasthof wohnen, wie am Rhein, so wie sie ihn hier zu Land noch gar nicht kennen. Ich habe noch nicht mein letztes Wort gesagt; und Sie, denke ich, auch noch nicht. Stoßen Sie mit mir an! Bei uns Preußen heißt es wie beim alten Blücher: Immer vorwärts! Immer vorwärts, Herr Kronau! Ich habe hier in meinen Zeitungen schon von Ihnen gelesen und mir dann gesagt: Den hab' ich auch auf den rechten Strich und in den Trab gebracht! Also vorwärts, Herr Kronau! Sie und ich!«

Ich riß mich nur mit Mühe von so viel gutem [155] Willen los, um noch einmal die Post zu besteigen, die mich auf der neugebauten Chaussee bis vor das Schloß von Waldritten fahren sollte, denn der General, der mit seiner organisirenden Thätigkeit ein wahrer

Wohlthäter des Ortes und seiner Umgebung geworden war, hatte es auch durchgesetzt, daß man Waldritten zu einer Poststation gemacht hatte.

Während ich aber, das Herz voll seliger Träume, meiner Heimat zufuhr, hatte die Gnädige meinen Vater rufen lassen. Er stand noch strack auf seinen langen Beinen und versah noch immer seinen Dienst, obschon er jetzt ein ganzes Ende über sein siebzigstes Jahr hinaus war.

»Ich habe mit Dir zu reden, Kaspar!« sagte sie, »und ich möchte, daß Du nicht wieder Deinen Kopf aufsetztest und widerspenstig würdest wie damals, als wir hierher gezogen sind. Du weißt heut Nachmittag kommt der Helmar.«

»Ja!« entgegnete er, »er hat es ja geschrieben. Wir haben's auf ihn eingerichtet.«

»Das ist's eben!« fiel ihm Frau von Marville ein, »der Helmar soll im Schlosse wohnen, nicht bei Dir.«

Der Vater schwieg. Der General hatte ihn zu seinem siebzigsten Geburtstag auf Lebenslang und so lang die Mutter leben würde, in das ehemalige kleine Gärtnerhaus gesetzt und ihm das ordentlich zurechtmachen lassen, während mein Bruder, der nun der erste Brauer war, der Eltern frühere Wohnung für sich bekommen hatte.

Frau von Marville fragte, weshalb der Vater keine Antwort gäbe.

»Gnädige Frau« sagte er, »die Mutter hat's für ihn in der Hinterstube mit dem besten Zeug zurechtgemacht, und wenn er nun auch höher heraufgekommen ist als wir, und was geworden ist, und Verkehr hält mit Herrschaften, die nicht unseresgleichen sind — schlafen wird er wohl noch können, wo sein Vater und seine Mutter schlafen und ihr Eigen haben.«

»Schlafen freilich! Aber arbeiten kann er nicht bei Euch!«

»Dafür haben ja die gnädige Frau schon vor einigen Tagen ihm die Werkstätte in dem grauen Zimmer einrichten und die Fenster bis über die Hälfte dunkel vernageln lassen. Arbeiten kann er, wo er seine Arbeit hat. Aber er müßte ein schlechter Kerl geworden sein, wenn er nicht am liebsten schlafen wollte unter seines Vaters Dach.

Und, gnädige Frau, ich [157] weiß, wie sich's gehört für Einen, der es besser gewohnt ist als Unsereiner. Wir haben ihm von unserem Gebett gegeben, und ich habe auf dem letzten Markte Waschzeug und was er braucht, gekauft. Er hat, seit er etwas vor sich bringt, redlich sein Theil hierhergeschickt. So ein paar Stück Geschirr und derlei waren just nicht alle Welt.«

Die Gnädige fuhr sich über die Augen.

»Nun, alter braver Eigensinn,« sagte sie, »halte das, wie Ihr wollt. Du siehst, ich gebe nach, nun thu' Du's auch. Es versteht sich, daß Helmar mit uns lebt und ißt. Du selbst sagst mir, daß er ein rechtschaffener Mensch ist und seine Schuldigkeit an seinen Eltern thut. Glaubst Du, daß es ihm schmecken, daß er mit Ruhe essen wird, wenn er am Tische sitzt und sein alter Vater mit der Serviette hinter ihm steht und ihm das Essen präsentirt?«

»Nein«, versetzte er, »das glaube ich nicht; und Frau Generalin, halten zu Gnaden, das hätte ich auch nicht gethan. Ich hatte schon die Herrschaft bitten wollen, es ihm und mir nicht anzuthun. Aber sehen möcht' ich's, mit Verlaub, denn doch! Sehen möcht' ich's mit meinen Augen, wie mein Junge mit meinen Herrschaften zu Tisch sitzt. Ich hab's schon abgesprochen [158] mit dem Friedrich. Ich trage Alles zu und schneide auf am Schenktisch. Ich hab' ihm sein Brot geschnitten, bis er fortgekommen ist von meinem Tisch. Ich werd' ihm der Herrschaften Braten aufschneiden an der Herrschaften Tisch, und der wird ihm glatt heruntergehen, wenn er weiß, daß ich's so will und thue, mit der Herrschaften Vergunst.«

Frau von Marville reichte ihm die Hand.

»Du bist der bravste Mensch, der lebt,« sagte sie »und der Herr General wird sicherlich auch nichts dagegen haben, daß ich Dir Deinen Willen lasse.«

»Ich glaub's auch nicht!« sagte der Vater, »und ich danke der gnädigen Frau. Sehen, gnädige Frau, Jeder so nach seiner Einsicht, so nach seinem penchant; und Jeder an seinem Platz und wo er hingehört.

Er küßte der Herrin die Hand, sie ließ ihn gehen. Als er an der

Thüre war, rief sie ihn zurück.

»Kaspar!« sagte sie, »wenn Du merkst, daß bei Euch etwas für ihn fehlt, sag's der Wirthin. Er soll es gut haben bei seinem alten Vater. Ich will die Wirthin anweisen, daß sie Dir giebt, was Du verlangst. Er braucht gar nicht zu wissen, wo es herkommt.«

»Schön Dank, gnädige Frau, ich habe Alles, sogar ein Deckchen vor dem Bett — und schönes weißes [159] Bettzeug! Ich habe nichts gespart für den langen Schlingel. Er ist ja unser Jüngster, und wir haben noch was gut zu machen an ihm. Das letzte Mal, als er hier gewesen ist, sahen wir ihn Alle noch nicht für voll an und ließen ihn das merken.«

Damit ging er fort, und das war gegen Mittag. Am Nachmittag, als die Post am Hofthor hielt und der Postillon in's Horn stieß, wie ich ihn gebeten hatte, stand der Vater schon am Thor. Ich sprang hinunter und fiel ihm um den Hals. Er faßte mich um und küßte mich, und die Thränen liefen ihm aus den Augen.

»Macht nichts!« sagte er, »das kommt blos vom Alter! Gieb die Sachen her! Vorwärts!« Er schämte sich wie immer seiner Rührung; er hielt sie immer noch für einen Luxus, der ihm nicht gebührte.

Er hatte einen Jungen herbeigerufen, dem gab er meine Mappen und mein Malgeräth.

»Trag' das in's Schloß! — und,« rief er dem Bruder zu, der inzwischen auch herbeigekommen war, »Du, Fritz, fass mir den Koffer an, wir wollen dem Maler, dem Herrn Kronau, seine Sachen,« schmunzelte er, »herübertragen zu der Mutter, denn die läßt es sich [160] nicht nehmen; und so ist's abgesprochen mit der Herrschaft.«

Die helle Freude lachte ihm aus dem guten Gesicht. So hatte ich ihn nie gesehen. Er wollte es nicht leiden, daß ich Hand anlegte an den Koffer.

»Hab' ich Dich getragen, trag ich auch den Koffer,« sagte er, obschon der Bruder meinte, er wiege seine hundert Pfund. Aber auch der Bruder ließ sich besser als vordem an; und als ich zur Entschuldigung meines großen Koffers sagte, wie ich viel Verdienst gehabt in letzter Zeit, und für Alt und Jung sich etwas in dem Koffer

fände, sah mich der Bruder an, setzte den Koffer nieder, damit der Vater sich ruhen und ich für ihn eintreten sollte, und sagte:

»Daß aus Dir und all' Deinem Gepinsel doch noch was geworden ist! Der Karl und ich, wir habens nie geglaubt. Und was er für einen Sammetrock hat und für 'nen großen Filzhut!

Des Vaters Freude aber war und blieb immer größer und auch reiner als der Brüder Freude. Sie konnten innerlich nicht recht verschmerzen, daß sie nicht Maler und nicht Herren waren so wie ich. Sie dachten, wäre die gnädige Frau ihre Pathe gewesen, so wie meine, so hätten sie's gezwungen so wie ich. Aber [161] sie waren brave Menschen, und sind auf ihre Art auch vorwärts und zurecht gekommen so wie ich.

Die Eltern wohnten gut. Die kleine Stube, die sie für mich mit ihren besten Sachen aufgeputzt hatten, lag freundlich nach dem großen Rasenplatz hinaus. Die Fliederlaube vor den beiden Fenstern hatte ihre Blätter schon entfaltet, die Festzeit fiel in dem Jahre spät. Es gab, was bei uns zu Lande selten ist, einmal grüne Ostern.

Der Kaffee stand auf dem Tisch, Butter, und Honig aus den eigenen Stöcken fehlten nicht; der Brüder Frauen mit ihren Kindern waren in der Stube. Die Mutter hatte, wie sie sagte, vor Bewunderung keinen Kopf. Sie kam über ihr: »Daß das der Helmar ist!« gar nicht hinweg. Sie nahm immer das Verkehrte in die Hand und lachte dann darüber, und als ich endlich die paar Herrlichkeiten, die ich für sie mit mir führte, aus dem Koffer zum Vorschein brachte, da sah ich, wie glücklich die Menschen daran sind, die etwas fortzugeben haben. Alle sprachen durcheinander, Alle reichten mir die Hände. Nur der Vater saß still in seinem Stuhl und sagte nichts. Ich sah aber, daß er zufrieden war, und war's nun selber zehnfach. Eine Stunde war vergangen, ehe ich in das Schloß kam.

[162] Ich fand meine Wohlthäterin allein in ihrem Kabinet. Sie stand auf, als man mich ihr angemeldet hatte, kam mir ein paar Schritte entgegen, und mit dem Lächeln, das mir wie die Erinnerung an hellen Sonnenschein in dem Gedächtniß geblieben war, zu mir

emporsehend, sagte sie:

»Willkommen, Helmar! Bist Du ein schöner Mensch geworden!«

»Ach, gnädigste Frau! Gnädigste Frau!« — Das war Alles, was ich vorbringen konnte, während ich ihr ein Mal um's andere die Hand küßte, die sie mir entgegengereicht hatte. Ich hatte sie nicht gesehen seit der Stunde, da ich als Knabe die Heimat verlassen.

Sie merkte, wie sehr ich erschüttert war, sie war selbst gerührt.

»Beruhige Dich!« sagte sie, »und danke dem Himmel, der Dir gnädig gewesen ist. Es war eine glückliche Stunde, in welcher Du geboren worden, und ein glücklicher Tag auch für mein Leben. Möge die Zukunft uns Allen auch ferner gnädig sein.«

Sie hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie:

»Und nun komm! setze Dich her, und erzähle mir von Dir und Deinem Ergehen, und auch von meinem Sohne. Clamor hat mir geschrieben, daß er Dich oft [163] gesehen habe. Wie geht es ihm? Sieht er gesund aus? und wann sahst Du ihn zuletzt?«

Aber noch ehe ich ihr die Antwort geben konnte, ließ sich Pferdegetrappel vernehmen auf dem Hofe. Der General und Dora ritten die Rampe hinauf, sie hielten vor dem Schlosse. Mit einem Satze war ich draußen, und ehe noch der Reitknecht herangelaufen kam, hob ich sie aus dem Sattel, und hielt sie in meinen Armen — einen kurzen Augenblick.

»Helmar! lieber alter Tölpel!« rief sie, »bist Du endlich da?«

»Dora!« tadelte der General, »laß die Kinderpossen!«

»Ach, das kann er doch nicht übel nehmen, lieber Vater! — Nicht wahr, das nehmen Sie nicht übel?« rief sie. »Ich hab' mich so gefreut!«

Ich hätte sie küssen mögen für dies Wort! und sie war so schön, so gut, so kindlich froh! Man sah es ihr an, sie war im Sonnenschein der Liebe und des Glückes aufgewachsen, ein Kind an Unschuld in der voll entwickelten jungfräulichen Schönheit. Was war dagegen das kleine Bild, das ich aus der Erinnerung gemacht? Ja, Clamor hatte recht gesagt, sie war der Frohsinn selber; der Frohsinn und die Güte! [164] Es waren goldige Tage, die ersten drei Wochen, die ich in

dem Schloß verlebte. Mir fielen oftmals die Schlußworte eines kleinen Gedichtes ein, das ich in der Schule als Kind gelernt hatte: »Alles freuet sich, lobt und liebet mich!« So gut war es mir noch nie geworden in der Heimat.

Der Vater hatte seinen Willen gehabt, hatte mich an seiner Herrschaften Tisch gesehen, und es dann freiwillig aufgegeben, den täglichen Dienst zu verrichten. Den alten Vater sich mühen zu sehen, während ich in bequemer Ruhe tafelte, das hätte ich auch nicht ausgehalten. Indeß er ließ es sich nicht nehmen, besonders wenn vornehmer Besuch im Schlosse war, gelegentlich in der Thüre zu erscheinen, oder unter irgend einem Vorwande durch die Zimmer zu gehen.

Wenn ich dann an ihn herantrat, war es immer Dora, die als Dritte sich zu uns gesellte, um einige Worte mit meinem guten Vater auszutauschen, wonach er dann heiter und zufrieden seinen Rückzug antrat, um zu Hause zu erzählen, daß ich gerade wie die Anderen wäre, und wie unter meinesgleichen unter all' den Herrschaften verkehrte. Sein redliches Bewußtsein, sein Ehrgefühl und seine Vaterliebe, die waren alle aus einem Stück in seiner trefflichen Natur.

VIERZEHNTES KAPITEL

Inzwischen hatte ich gleich nach meiner Ankunft das Bild von Frau von Marville begonnen, und da es mir gelang, auch das des Generals in Angriff nehmen müssen; denn wie sehr er auch auf sich selbst gestellt und seiner selbst gewiß war, trug er doch ein unverkennbares Verlangen darnach, sich als den Ersten des neuen Geschlechtes der Waldern-Marville, der Bilderreihe der alten, theils gewappneten, theils Perrücken und Zöpfe tragenden Herren von Waldern anzuschließen; und er konnte sich in seiner Uniform und schönen Stattlichkeit neben den Ahnen seiner Frau in jedem Betrachte sehr wohl sehen lassen.

Abwechselnd an den beiden Bildern arbeitend, gingen die Tage im Fluge hin. Meine Arbeit schritt rasch fort und glückte mir. Der General behandelte mich sehr rücksichtsvoll, aber wie einen Fremden. Es [166] gefiel ihm, mich auf die wesentlichen Verbesserungen aufmerksam zu machen, die er in dem Lauf der Jahre in Waldritten eingeführt, und durch die er das ziemlich vernachlässigte Dorf in einen hübschen, freundlichen Flecken umgewandelt hatte. Er nahm mich in die neugebaute Schule mit, in die Werkstätten der Handwerker, die er auf und neben dem Gute ansäßig gemacht hatte. Er lobte auch meine Arbeit, und er verstand mehr von der Malerei und Kunst, als seine Frau und Tochter. Mehr noch lobte er es, daß ich gut zu Pferde saß, und, wie er es nannte, mir eine schickliche Conduite angeeignet hätte. Aber gerade diese Art des Lobes grenzte die Stellung, und die Entfernung ab, in der er mich zu halten für angemessen fand, und die überschreiten zu

wollen, mir auch nicht in den Sinn kam, um so weniger, als er Frau von Marville in ihrer herzlichen Güte, in der Freude an dem Emporkommen ihres Schützlings nicht beeinträchtigte, und Dora, besonders nachdem ich eine Weile in dem Schlosse gewesen war, in ihrem zutraulichen Verkehr mit mir ruhig und ungehindert gewähren ließ.

Er selber forderte mich regelmäßig auf, ihn und Dora zu begleiten, wenn sie ihren Spazierritt machten. [167] Ich wurde öfters als Vierter mitgenommen, wenn man größere Ausfahrten machte, wurde den Gästen des Hauses als ein Gast und Schützling in freundlichster Weise vorgestellt; und wenn der General mich bisweilen in der Morgenfrühe mit Dora schon im Garten antraf, oder wenn sie einen weiteren Spaziergang mit mir allein unternahm, hinderte er es niemals.

Einem Anverwandten hätte man nicht mehr Vertrauen beweisen können, und das ruhige Gleichmaß dieses glücklichen Beisammenseins wiegte mich in einen Traum des Friedens ein, an dessen nothwendiges und nicht zu fernes Ende ich allmälig zu denken verlernte.

Wenn ich nach anmuthig verbrachtem Tage Abends aus dem Schlosse durch den Garten nach meines Vaters Wohnung und zu meiner kleinen Klause ging, so wendete ich, ehe ich in die niedere Thüre und den kleinen dunklen Flur eintrat, meine Blicke noch einmal nach den hell erleuchteten Fenstern des Schlosses zurück; und zuversichtlich, wie bei dem Betrachten der Sterne, sagte ich mir: »Auf morgen!«

Ich hätte damals wirklich von Dora sagen können, wie es in dem Liede von den Sternen heißt:

»Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!«

[168] An jedem Morgen erfreute ich mich an Dora’s Schönheit auf das Neue, an jedem Morgen machte ihr erster freundlicher Gruß mich fröhlich für den ganzen Tag, und wie das Sonnenlicht uns oft unerwartet einzelne Punkte unserer Umgebung zauberisch erhellt,

so rief oft ein einzelnes Wort von ihr, plötzlich Erinnerungen in mir wach, um sie mit unvergänglichem Lichte für immer in meiner Seele zu beleuchten. So wunschlos in sich selbst begnügt müssen die Seligen im Paradiese sein, wenn ein solches irgendwo vorhanden ist.

Die beiden großen Bilder waren sehr rasch untermalt, und ich hatte auch Dora's Brustbild zu malen begonnen. Für den General hatte sich die Uniform und eine zu ihr passende Umgebung von selbst geboten. Für Frau von Marville hatte man mir die Wahl der Kleidung freigegeben. Ich hatte sie also derart gewählt, daß sie, ohne sich zu sehr von der augenblicklichen Mode zu entfernen, sich dauernd neben dem in voller Uniform gemalten General behaupten konnte.

Für Dora hingegen bestimmte die Mutter einen Anzug, der mir unvortheilhaft, der Art ihrer Schönheit ebensowenig als ihrem Charakter entsprechend, und obenein unmalerisch erschien. Ich hatte gewünscht, sie mit entblößtem Haupte und mit bloßen Armen in [169] einem Kleide von seegrüner Seide zu malen, und durch ihr welliges braunes Gelock ein leichtes Gerank von weißen Winden zu schlingen. Indeß die Mutter und Dora beharrten auf einem weißen bis zum Halse hoch hinauf gehenden Sommerkleide und dem schlicht geordneten Haar, und ich hatte mich zu fügen, so wenig mir's gefiel.

Die Mutter meinte, Dora müsse es doch lernen, nicht immer als wilde Hummel zu erscheinen, müsse sich an eine ruhigere Haltung gewöhnen; und als wirke diese Aeußerung auf sie ein, saß Dora, während ich sie malte, beständig mit einer gewissen erkünstelten Ruhe vor mir, in welcher ich ihr eigentliches Mienenspiel kaum herauszufinden vermochte. So kam ich gerade mit diesem Bilde, auf das ich mich so sehr gefreut hatte, nicht zurecht. Es wollte mir nicht glücken. Was ich heute gemacht hatte, erschien mir morgen als falsch; denn wenn ich mich neben Dora im Freien oder in der Eltern Zimmern befand, sah sie so völlig anders so viel schöner aus, als in dem Atelier, daß ich dann doppelt unzufrieden an meine Staffelei

zurückkam.

Eines Tages hatte ich sie auf einem ihrer Morgenspaziergänge begleitet. Der Frühling war mächtig geworden in der Natur, die krausgezahnten, glänzenden. [170] jungen Blätter der Birken und der Balsampappeln dufteten mit dem frisch erblühten Flieder um die Wette. Der ganze Garten war mit Maßlieb und mit Butterblumen übersät, und wo man am Waldesrande das Auge über den Boden streifen ließ, kamen die Himmelsschlüsselchen und die wilden Veilchen überall zum Vorschein. Die Kirschbäume hatten schon abgeblüht. Dafür waren über Nacht die rosa Knospen der Aepfelbäume aufgebrochen, und in den kleinblättrigen Büschen der Pfingstrosen fing es an manchen Zweigen schon röthlich zu schimmern an. Umfächelt von der milden, frischen Luft, und fröhlich wie die Kinder, waren wir auf dem Heimweg bis zu dem großen Rasenplatz gekommen, der die Wirthschaftsgärten von dem eigentlichen Park des Schlosses trennte, und sich umsehend und stehen bleibend, sagte Dora plötzlich:

»Wissen Sie es noch? Hier auf diesem Platze haben Sie mir, bald nachdem wir in das Schloß gekommen waren, Ihr Kaninchen geschenkt.«

Ich freute mich, daß sie sich dessen noch entsann, denn ich hatte auch daran gedacht, als ich zum ersten Male wieder des Weges gekommen war, und ich dankte ihr dafür.

»Was ist dabei zu verwundern oder dafür zu [171] danken?« meinte sie. »Alles, was ich in der ersten Kindheit erlebte, das habe ich am besten behalten, weil damals mein Gedächtniß noch ganz frei and leer gewesen ist. Ich sagte einmal zum Grafen, als er zuletzt hier bei uns war, das Kaninchen hat mir die erste unvergeßliche Freude bereitet, und Sie sind auch der erste Mensch gewesen, den ich lieb gehabt habe aus freier Wahl.«

»Aus freier Wahl!« wiederholte ich, von ihrem süßen Geplauder hingenommen, »liebt man denn nicht immer aus freier Wahl?«

»Durchaus nicht! am wenigsten ein Kind. Ein Kind muß ja Alles thun. Es muß die Eltern und den Bruder lieben, und das thut man ja

auch von selber, von Natur. Aber man muß auch die Kinderfrau, die Gouvernante und den Lehrer lieben; und unsern Doktor Müller hätte ich zum Beispiel gar nicht geliebt, hätte man mir's nicht befohlen. Zu Ihnen aber hatte ich viel mehr Vertrauen als zu meinem Bruder. Wenn ich den um etwas bat, war ich immer ungewiß, ob er es thun würde. Von Ihnen wußte ich ganz bestimmt, Sie thaten und gaben mir damals, was ich irgend wollte!«

»Und heute?« fiel ich ihr voll Glücksempfindung [172] in das Wort, »und heute? thäte ich's denn nicht wieder?«

»Ja!« sagte sie, »ich bin gewiß, Sie thäten mir zu Gefallen, was Sie könnten; aber Vertrauen, so wie ich zu Ihnen, haben Sie nicht zu mir. Offenherzig sind Sie nicht zu mir. Und Sie sind doch ihr eigener Herr, und brauchen nichts zu verschweigen, und können sagen, was Sie wollen.«

»Fräulein!« rief ich, meinem Ohr nicht trauend, und erschaudernd in banger Freude, »liebes Fräulein, wie soll ich das verstehen?«

»Wie ich's sage!« entgegnete sie.

In dem Augenblicke standen wir vor dem Gartensaal, Frau von Marville trat heraus. Es schlug acht Uhr, auch der General erschien, man ging wie immer mit dem Glockenschlag zum Frühstück; denn Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit waren nach wie vor des Hauses Seele.

Gastgebote, Ausfahrten, Besuche, Alles hatte seine Zeit und Stunde, und das Vorwärtskommen und Gedeihen, welches sich in der ganzen Wirthschaft und in allen Verhältnissen des Generals kundgab, bestärkte ihn in seiner Anschauung, daß die regelrechte militärische Einrichtung und Strenge überall der sicherste Unterbau [173] für die Lebens- und Geschäftsführung seien. Mir fiel es im Allgemeinen auch durchaus nicht schwer, mich dieser Ordnung einzufügen; aber jezuweilen, und vor Allem an diesem Morgen hätte ich es doch anders gewünscht, hätte ich sehnlich gewünscht, nur wenig Augenblicke noch mit Dora allein zu sein, denn nach dem Frühstück so wie an jedem andern Tag an die Sitzung zu gehen,

dazu hatte ich innerlich die Ruhe nicht. Und doch mußte es geschehen, obschon es gar nichts fördern wollte.

Ich war sehr aufgeregt, Dora sehr zerstreut. Sie wechselte fortwährend ihre Stellung, ihre Miene. Bald sah sie mich an und lächelte, als habe sie eine Schelmerei im Sinn, dann wieder ließ sie den Kopf sinken, so daß ich fragte, ob sie müde sei? ob sie nicht sitzen wolle? Aber sie verneinte beides, und je mehr ich mich quälte, mich in den mir doch so vertrauten Zügen zurecht zu finden, um so vollständiger mißglückte es. Auch das Gespräch schlief darüber ein. Ich schwieg, sie schwieg. Ich fand gar nichts, was ich ihr sagen, was ich sie fragen konnte. Die Luft im Zimmer drückte mich und ich war eben daran, Pinsel und Palette aus der Hand zu legen, um der Sitzung, um der glückseligen Pein [174] ein Ende zu machen, da sah ich noch einmal zu ihr hinüber und:

»Halt! halt!« rief ich, »so bleiben sie sitzen nur einen Augenblick! Das ist der Blick, das ist die holde Miene, die Sie in dem Daguerreotypbild hatten, welches Sie Clamor vor Jahren einmal schickten. So bleiben Sie sitzen! Das paßt zu ihrer Tracht! So ist's recht! Das ist der Madonnenblick! So sitzen Sie still! So ist's recht!«

»Ja?« fragte sie, während ich eifrig zu malen anfing, »ja! ist's so recht? Ach, das ist gut! das freut mich! Ich hätte es ja gleich so machen mögen, aber man kann so schwer nachahmen, was der Zufall einmal fügte. Nun malen Sie nur! Ich verziehe keine Miene!«

Und ich malte und malte, versunken in ihren Anblick und in meine Arbeit. Eine halbe Stunde ging so hin. Da richtete Dora den Kopf auf, hob die Arme in die Höhe, und sich ein wenig schüttelnd, rief sie scherzend:

»Solch' armes Modell muß es doch recht schwer haben mit den Herren Malern. Sie, Kronau, vergessen es auch ganz, daß ich keine Gliederpuppe, daß ich ein lebendiger Mensch, ein Mensch von Fleisch und [175] Blut bin! Nur einen Augenblick! Dann sitz' ich wieder ruhig, so lang Sie wollen. Ich bin ja so zufrieden, daß Er nun seinen Willen hat!«

»Seinen Willen? Wer soll denn seinen Willen haben?«

»Der Graf!« fuhr Dora heraus, und eine dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz, da ihr das Wort entschlüpft war.

»Der Graf!« wiederholte ich, »dem Grafen ist dies Bild bestimmt?« — Und um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, wie ein Schleier fiel mir's von den Augen.

Dora sah sich eilig um.

»Ich bitte Sie, Helmar,« sagte sie dringend, »lassen Sie es sich nicht merken, daß ich's Ihnen sagte. Ich glaubte, Sie hätten es längst geahnt, gemerkt! Ich hatte die größte Lust, es Ihnen gleich zu sagen, weil ich wußte, daß Sie mich lieben, daß sie mir das Beste wünschen. Ach, ich versichere Ihnen, ich kann den silbernen Hochzeitstag der Eltern kaum erwarten, an dem unsere Verlobung bekannt gemacht werden soll. Heute Morgen, als ich Ihnen vorwarf, daß Sie kein Vertrauen zu mir hätten, wollte ich es Ihnen sagen damit Sie auch ehrlich sein sollten gegen mich, aber —« [176] Sie hätte noch lange sprechen können, sprechen immerfort. Ich hörte Alles, ich verstand es auch. Zu sagen hatte ich ihr nichts. Endlich fiel's ihr auf.

»Aber, Helmar, was ist Ihnen?« rief sie, sich plötzlich unterbrechend, »was machen Sie denn? Sie lassen die Palette fallen. Was fehlt Ihnen, Helmar?«

»Nichts! gar nichts!« entgegnete ich ihr.

»Weßhalb erschrecken Sie denn so?«

Ich weiß es nicht!« gab ich ihr zur Antwort. Ach, ich wußte es nur zu wohl. Ich wußte es so wohl, daß es mir jede Fassung raubte.

Ich wollte meine Arbeit fortsetzen, es war mir unmöglich. Um das Bild wie um ihr Antlitz brachen sich die Farben in feuchtem Schimmer. Ich sah nicht klar. Ich legte Pinsel und Palette aus der Hand und trat von der Staffelei zurück. Dora erhob sich gleichfalls. Meine Verwirrung machte sie unruhig.

»Sagen Sie mir, was haben Sie?« fragte sie beklommen. »Ich weiß, daß Sie mich lieb haben, daß Sie den Grafen lieben und verehren. Ich beweise Ihnen mein Vertrauen, damit auch Sie

offenherzig mit mir sprechen sollen, denn es ist ja so schwer, sein Glück zu verschweigen. Und Sie starren mich an, als thäte ich Ihnen ein Leid an, oder als sollte mir ein [177] Leid geschehen; und der Graf ist doch so gut, so edel!« —

»Sehr gut!« wiederholte ich mechanisch. Und mich aufraffend wie aus den Banden eines bösen Traumes, fragte ich, obschon ich wußte, wie das ungehörig war: »Also lieben Sie den Grafen?«

»Wie können Sie mich das fragen? wie kann man eine Braut fragen, ob sie ihren Bräutigam liebt? Das ist häßlich von Ihnen, Helmar!« rief sie. »Und da sie doch nicht weiter malen, und auch mein Vertrauen nicht erwidern wollen, so werd' ich gehen!«

Sie ging in ihrem Unmuth rasch von dannen, und ich folgte ihr bald nach.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Ich ging durch den großen Saal, in die Hausflur, die große Treppe hinunter; und durch all' die klaren Fensterscheiben funkelte der helle Sonnenschein und lachte mich aus! Und ich schämte mich meiner Blindheit und meiner Thorheit und ging weiter und immer weiter und immer rascher vorwärts, über den Rasenplatz durch die große Allee, immer vorwärts! Aber das Sonnenlicht lachte auch durch die Aeste der Bäume und hüpfte lustig auf dem Boden vor mir her, und ich war doch so traurig, daß ich's Niemand sehen lassen wollte, und erst aufathmete und Luft zu schöpfen wagte, als das dichte Dunkel des Waldes mich umfing.

Da drang das fröhliche Licht nicht hinein! Da brannte die Glut nicht so wie draußen, nicht so schmerzlich wie in meiner Brust. Da war ich allein. Niemand [179] sah mir in das Herz, das ich selbst zum ersten Male völlig vor mir aufschloß. Niemand sah es wie die heißen Thränen mir über das Gesicht liefen und wie bitterlich ich weinte.

Ich hatte sie geliebt von dem ersten Augenblicke, da ich sie gesehen. Um ihretwillen hatte ich kein Tölpel bleiben wollen. Sie war in mir lebendig gewesen, ehe ich noch von mir selbst gewußt hatte. Wenn die Versuchung — die dem Künstler weniger als jedem Andern erspart wird — an mich herangetreten und mir die Worte eingefallen waren, mit denen unser guter alter Prediger mich an dem Tage meiner Einsegnung in das Leben hinausgeschickt, wenn jenes: »Bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Frömmigkeit« sich mir in der Seele geregt, so hatte die

Frömmigkeit, die mich beschützt, leibhaftig in der Gestalt eines Engels vor meiner Phantasie gestanden, und der Engel hatte Dora's Kindergesicht getragen, und ihr Stimmchen hatte warnend gerufen: »Nicht fallen, Tölpel!« — Sie war das Ideal gewesen, das mir vorgeschwebt. Ich hatte sie geliebt, ohne es zu wissen, ohne ihrer zu begehren. Jetzt wußte ich es, daß ich sie liebte, jetzt begehrte ich ihrer, jetzt neidete [180] ich sie dem Grafen, der sich ihrer bemächtigt, ehe sich dies Kinderherz noch selber gekannt hatte. Ich neidete sie ihm mit einer ohnmächtigen und darum nur noch brennenderen Eifersucht.

Es war oftmals im Schlosse von dem Grafen die Rede gewesen. Sein Urtheil, seine Meinung wurden vielfach in Betracht gezogen, und mich hatte das bisher immer sehr natürlich gedünkt, denn er und seine Ansicht waren mir selber stets als maßgebend erschienen. Aber wußten Frau von Marville und ihr Gatte von dem Verhältniß des Grafen zu einer andern Frau, dessen Leonhard in seiner raschen Weise gegen mich erwähnt hatte? Und konnten sie gewillt sein, ihre Tochter, ihre Dora einem Manne zum Weibe zu geben, den eine andere Frau in ihren Banden hielt?

Der Gedanke, dieses Verhältnisses gegen Frau von Marville bei der nächsten Gelegenheit andeutend zu erwähnen, Dora, die mich ihren ersten Freund genannt, die mir gesagt, daß sie mir mehr als dem eigenen Bruder vertraute, vor dem Unheil einer Heirath zu bewahren, in welcher des Mannes Herz ihr nicht ausschließlich zu eigen wäre, stieg in mir auf. Ich sagte mir, daß es meine Pflicht sei, diesen mir [181] so theuren Menschen die volle Wahrheit zu bekennen; und mit dem selbstgefälligen Hochmuth des in Niedrigkeit Geborenen gegen den Aristokraten, war ich sehr rasch bei der Hand, mich über den eigentlichen Grund meiner sittlichen Entrüstung, über die Art der Pflichterfüllung, die ich über mich nehmen wollte, zu täuschen. Wie ich mich für besser als Leonhard gehalten, als ich ihn zuerst von der beabsichtigten Heirath hatte sprechen hören, war ich jetzt sehr bereit, mich hoch über den Grafen, ja selbst über die Familie erhaben zu dünken, welche einem

Manne unter solchen Verhältnissen, die sie doch kennen mußte, ihre Tochter hinzugeben entschlossen war. Aber was wußte ich denn von dem Grafen, und aus welcher Quelle kam dies unbestimmte Wissen?

Leonhard war trotz aller seiner trefflichen Eigenschaften nichts weniger als sittenstreng, und leichtfertig genug in seinem raschen Urtheil. Wie durfte ich auf einen flüchtigen Bericht von ihm, einem Manne mißtrauen oder gar ihn gegen dritte, von ihm verehrte und geliebte Menschen verdächtigen wollen, der mir nach allem meinem persönlichen Wissen und Erfahren von seinem ganzen Thun, stets als das Muster der Würdigkeit und Ehre erschienen war? Wie durfte [182] ich auf ein Wort des Unbesonnenen hin zum Angeber, vielleicht zum Verleumder an meinem Beschützer werden und Dora's Liebesglück dadurch zerstören? Ich schämte mich meiner selber und der Empfindung, in welcher ich mir eben noch so erhaben vorgekommen war.

Mit aller Gewalt wollte ich mich überreden, daß ich Dora dem Grafen gönnte, daß er sie verdiene, daß sie glücklich mit ihm sein werde und daß mich dieses freue. Aber mein Herz und sein Glaube lehnten sich gegen dieses Wollen auf. — Mich, so rief es in mir, mich würde sie geliebt haben und nicht ihn, wäre ich ein Grafensohn gewesen. Mich würde sie anders lieben als den Grafen. Und er? — Er hatte schon Andere besessen und geliebt, er konnte auch eine Andere lieben und zum Weibe nehmen, um loszukommen aus den Banden, die ihn drückten. Ihm war sie zu ersetzen, mir war sie es nicht; denn sie war mein Ideal.

Unglücklich, wie ich mich fühlte, erschien mir meine Liebe dennoch als ein Glück. Meine Gedanken wirbelten in wildem Kreislauf rastlos durcheinander. Ich fand nirgends einen Anhalt, nirgends einen Ausweg. Nur daß ich Dora liebte, leidenschaftlich liebte, daß ich von ihr so wenig lassen konnte als von mir selber oder von der Kunst, das wußte ich! — Und [183] nicht Dora, nicht Dora's Eltern dachten auch nur an die Möglichkeit, daß ich, ihres alten Kaspar's Sohn, mein Auge erheben könne zu der Tochter ihres

Hauses. Darum ließen sie mich, wie keinen ihrer Standesgenossen, mit Dora frei verkehren; deshalb allein hatte ich sie von früh bis spät durch Wald und Feld begleiten dürfen. Deshalb auch hatte Dora mir vertraut, was sie keinem der jungen Edelmänner, die ihres Vaters Gäste und ihr bekannt waren von Jugend an wie ich, eingestanden haben würde.

Ich grollte ihnen Allen und liebte sie doch Alle. Ich hohnlachte über den Dünkel, den Stolz der alten Geschlechter, hohnlachte über den General, dem die Adelsschilder über seines Schlosses Pforte es angethan, daß er vergessen hatte, wie neu sein Adel war. Ich nannte mich mit Selbstgefühl einen Künstler von Gottes Gnaden, und hätte doch in der Stunde all' mein Können und all' mein Hoffen auf meine Zukunft hingegeben, wenn ich dadurch der Sohn eines Edelmannes hätte werden können, wenn ich nicht des Kaspar's Sohn gewesen wäre.

Nicht des alten, treuen Kaspar's Sohn! nicht meines rechtschaffenen Vaters, meiner braven Mutter Sohn!

[184] Der schlechte Gedanke brachte mich zu mir selbst. Er war weit niedriger als meine Herkunft. Ich fühlte meine ganze Verächtlichkeit und seine Ungerechtigkeit eben nach dem Lebensweg, den ich bisher durchlaufen hatte. Ich raffte mich empor.

Im Wirthschaftshause läutete man die Glocke zum Mittagsessen für die Leute. Ihr Klang schallte mahnend an mein Ohr. Durch meine ganze Kindheit hatte er mich zu meiner Eltern Tisch gerufen; sie und mich und meine Brüder gerufen zu der Arbeit. Sie Alle waren auch treu bei ihrer Arbeit gewesen, und ich hatte den ganzen schönen Vormittag verloren und verträumt. Ich hatte die Zeit rasch einzubringen. Die Arbeit, die vor mir lag, die mußte ich beenden und dann gehen!

Aber gehen? fort von ihr? Ich konnte es nicht fassen, und trug doch Scheu, sie wiederzusehen, sie, des Grafen Braut.

Als ich in den Hof hineintrat, beschien die Sonne gerade die alten Wappenschilder. Ich wollte ihrer nicht achten, aber Mißmuth und Thorheit sind nicht leicht zu bannen, wenn wir ihnen über uns

Gewalt gegeben haben. Was hatte ich noch zu suchen unter dieser Wappen Herrschaft? — Ich hieß einen Burschen, [185] der im Hofe war, in das Schloß gehen, es zu entschuldigen, daß ich zu Mittag an der Tafel nicht erscheinen würde, und wendete mich durch den Garten zu der Eltern Haus.

Die Mutter setzte sich eben an den Tisch. Ich setzte mich ihr gegenüber. Da gehörte ich hin, da hatte ich zu lieben, zu verehren und zu büßen.

Ich sollte erklären, weshalb ich gekommen sei; ich sollte essen. Ich konnte Beides nicht.

Die Mutter merkte, daß ich etwas auf dem Herzen hatte. Sie verstand mich nur danach zu fragen, und wie gern ich auch gesprochen hätte, wie sehr ich's fühlte, daß die Mutterliebe um mich sorgte, ich konnte ihr nicht sagen, was mir fehlte, was mich drückte.

»Hast Du was versehen im Schlosse?« fragte sie.

Ich konnte mit gutem Gewissen es verneinen.

»Ist mit dem Vater etwas vorgefallen?

Auch das verneinte ich.

Ihr Gedankenkreis ging darüber nicht hinaus, ihr und mein Sorgen fanden sich nicht zusammen in der Stunde. Wie hätte sie, wie hätte es mein Vater fassen können, daß ich des Herrn Tochter liebte und begehrte? Härter selbst als des Grafen und bitterer [186] als sein Tadel würde der ihre, würde meines Vaters Verdammung mich getroffen haben, hätten sie ahnen können, was in meiner Seele vorging; denn Graf Berkow hatte es doch verstanden, daß man anbetete, was er selber liebte und zu erringen strebte.

Es blieb mir also endlich nur der elende Vorwand vor meiner Mutter übrig, daß ich mich nicht gut befände; und in der That, mir war schlecht genug zu Muthe. Die Mutter glaubte mir auf's Wort. Sie sagte, das komme von dem vielen Sitzen und von dem Geruch der Farben; sie könne den auch nicht vertragen, ich solle in die frische Luft hinaus. Ich war zufrieden, daß ich fortkam, ich hatte nirgends Ruhe. Aus dem Schlosse hatte mich's hinausgetrieben in

das Freie aus dem Freien in die Enge, und als ich dann wieder draußen war, ergriff mich neue Angst.

Fremd im Schlosse, fremd im Vaterhause und fremder noch mit meiner Traurigkeit in dem Frühlingsglanz und Jubel der Natur! Wo sollte ich denn hin?

»Ich wollte, es bände mich Einer fest, nur damit ich Ruhe fände!« sagte ich laut zu mir selber. Ich fing erschreckend zu lachen an, da ich die Worte hörte, und in dem Lachen rannen die Thränen mir auf's Neue aus den Augen.

[187] Ich hatte sie so sehr geliebt all' die langen Jahre. Ich liebte sie so sehr! Und nun ich's endlich wußte, war sie mir verloren. — Ich mußte sie sehen, und traute mir nicht zu, daß ich ihr verbergen könnte, was ich litt. Aber sehen, ihre Augen sehen mußte ich! — Ich ging zu ihrem Bilde hin und malte. Den ganzen Nachmittag, den Abend bis die Sonne sank. Immerfort, immerfort! bis mir die Augen flirrten und die Hand versagte. Und ich malte sie nicht für mich! Ich malte sie für den Glücklichen, der von ihr geliebt ward, dem sie gehören sollte und der sie mir entriß.

Die Arbeit und die Stunden vergess' ich nicht. An dem Tage lernte ich schweigen und fertig werden mit mir selbst.

SECHSZEHNTES KAPITEL

Es hatte immer festgestanden, daß ich bis über den Tag der Silberhochzeit im Schlosse bleiben würde. Seit ich aber von Dora ihre Verlobung mit dem Grafen erfahren, hatte ich die Herrschaften darauf vorbereitet, daß ich gleich nach beendeter Arbeit das Schloß verlassen müsse, weil ich in Berlin zu thun hätte, und man hatte natürlich dagegen nichts einwenden können. Der General lobte mich für meinen Eifer, und mein Vater, welcher sich nun überzeugt hielt, daß ich ein fleißiger Mensch sei, der sich sein Brod anständig zu verdienen wisse, fand es erst recht in der Ordnung, daß ich meinem Gewerbe nachging.

Ich war auch in dieser letzten Zeit mehr in seinem Hause, mehr in meiner kleinen Stube als am Anfang, denn ich hatte begonnen, mir die Eltern und Geschwister an dem alten Familientisch zu malen, und [189] wie die Gestalten immer mehr und mehr erkennbar auf der Leinwand hervortraten, hatten sie Alle ihre Freude, ja ihren Stolz darüber. — Sie kennen die Skizze, die ich als Andenken bewahre. Das Bild, das ich dann darnach gemacht: »Der Sonntagskaffee« ist im Besitz eines Kölner Kunstfreundes.

Im Uebrigen ging Alles seinen gewohnten Gang. Nur Dora hatte ihr fröhliches Vertrauen zu mir verloren und ich durfte nicht versuchen, es mir wieder zu gewinnen. Sie sprach selten mit mir von dem Grafen, von ihrer Verlobung gar nicht. Während wir früher harmlos wie die Kinder über das Gleichgültigste geplaudert hatten, unterhielten wir uns jetzt geflissentlich, und fanden häufig den Stoff nicht zum Gespräch.

Dora fragte mich oftmals nach meinen Berliner Freunden. Sie erkundigte sich, und das hatte auch Frau von Marville mehrfach gethan, nach Cäcilie, und ich hatte ihrer natürlich immer mit all'der Bewunderung und Freundschaft gedacht, die ich für sie hegte, um so mehr, als mir Alles daran gelegen war, sie und ihren Werth vor Clamor's Eltern und vor Dora in das rechte Licht zu stellen. Selbst der General veranlaßte mich hie und da, von der Familie des Kommerzienraths zu sprechen, und wenn daneben auf meine [190] italienische Reise die Rede kam, hob er es immer mit besonderem Ernst hervor, daß er für mich einen recht langen Aufenthalt im Süden wünsche, daß dem Künstler vor allen Dingen ein reiches, ungehindertes Einsammeln von Eindrücken und Erfahrungen nothwendig sei. Es lag dahinter eine bestimmte Absicht, die ich fühlte, ohne errathen zu können, worauf sie gerichtet sei.

Etwa acht Tage vor dem Feste wurden die Bildnisse des Generals und seiner Frau im Ahnensaale an die Wand gebracht. Die Arbeiter hatten sich entfernt, der General und ich waren allein zurückgeblieben.

Die Fenster waren geöffnet, die Mittagssonne schien warm hinein. Der General ging, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem Gemache auf und nieder. Sein Auge streifte von Zeit zu Zeit die Reihe der Herren von Waldern, welche das Schloß vor ihm besessen hatten, um dann an dem eigenen Bilde haften zu bleiben, das ihn in seiner würdigen Erscheinung wohl genug wiedergab, und das an diesem Platze dem alten Geschlecht eingereiht zu sehen, ihm unverkennbare Genugthuung gewährte.

Er mochte bemerken, wie mir dieses nicht entging, blieb plötzlich vor mir stehen und fragte, wann [191] ich mit Dora's Bild fertig zu werden dächte? Ich entgegnete, daß ich es morgen zu beenden hoffe.

»Und es bleibt dabei, daß Sie dann aufbrechen?« fragte er.

Ich bejahte es, vorausgesetzt, daß er keine weiteren Befehle für mich habe.

»Nein!« entgegnete er, »aber es ist mir angenehm, Ihnen sagen

zu können, daß wir mit Ihrer Arbeit und mit Ihnen sehr wohl zufrieden sind. Ich glaube, Sie werden es jetzt zu würdigen verstehen, daß ich Ihrer unverkennbaren Anlage nicht zu rasch, nicht zu frühe nachgegeben habe, daß ich Sie von der Pike auf dienen und Sie den Weg zur Kunst auf der Bahn des Handwerks, den Weg aus den niederen zu den höheren Bereichen des Lebens an der Hand der Beschränkung habe gehen lassen; daß ich Sie, wo immer möglich, auf Ihre eigene Kraft gewiesen habe. Sie sind dadurch, wie die Engländer es nennen, ein selbstgemachter Mann geworden, wissen, daß Sie sich auf sich selbst verlassen können, und das ist die Hauptsache im Leben. Sie haben sich vorwärts gebracht.«

»Mit Ihrem und anderer Beschützer Beistand, Herr General!« fiel ich ihm ein.

Er achtete nicht des Zusatzes; ob zufällig, ob [192] absichtlich, ich hätte das nicht sagen können. Aber, wie ich ihn kannte, war es ein Zeichen, wie viel er von mir hielt, daß er sich als meinen eigentlichen Gönner anzusehen liebte, daß er sich und mich zu überreden wünschte, er habe planmäßig gehandelt, selbst da, wo er mich die gewohnte Straße gehen ließ, mich dem eigenen Triebe und dem Zufall überlassen hatte. Wie Alle, die gern befehlen und regieren, kam er leicht dahin, sich bestimmenden Einfluß zuzuschreiben, wo er ihn nicht geübt hatte und kaum hatte üben können. Und in dem Augenblicke, in welchem er mich als einen selbstgemachten Mann bezeichnet hatte, stellte er sich doch, aus innerster Natur dazu gezwungen, als mein Führer und Leiter, wie Denjenigen hin, der mich hatte zum Künstler werden machen.

»Mein Beistand,« sagte er nach flüchtigem Bedenken, »ist Ihnen mit großer Vorsicht immer nur zu Theil geworden, wenn Sie eine neue Stufe aus eigener Kraft erreicht und sich damit einer Förderung werth erwiesen hatten; und so sollte man es immer machen. Jetzt sichern Ihr Stipendium und der Ertrag Ihrer hiesigen Arbeiten Ihnen für die nächsten Jahre eine schöne Unabhängigkeit; denn für Ihre Eltern sorgen wir in allen Fällen.«

[193] Ich wollte ihm danken, er hinderte es.

»Es ist das keine Wohlthat, Sie haben nichts zu danken!« sprach er mit dem Adel, der ihn nie verließ. »Wir schulden, was wir thun, den treuen Diensten Ihres Vaters. Sie sind jetzt völlig frei, sind jung und auf der rechten, großen Bahn. Nützen Sie das, Kronau! Nützen Sie es für Ihre Ausbildung. Die Jugend kehrt nicht wieder, und die Freiheit ist ein kostbar Gut. Bewahren Sie dieselbe. Sie haben noch viel zu thun, wofür Sie volle Freiheit brauchen. Bewahren Sie sich Ihre Freiheit.«

Er hatte nie in so väterlichem Tone zu mir gesprochen. Es that mir wohl, ich dankte ihm dafür und er nahm das gut auf.

»Sie sind ehrgeizig,« fuhr er darauf fort, »und das lobe ich. Mir scheint, Sie wollen hoch hinaus, das tadle ich nicht. Der Ehrgeiz vermag viel, wenn er mit Geduld gepaart ist. Aber man muß nichts verfrühen! Hüten Sie sich davor, von wem es immer sei, als Gunst hinzunehmen, was Sie später zu begehren berechtigt sein könnten. Wahren Sie auch Ihren nächsten Freunden gegenüber, selbst wo Sie lieben und vertrauen, Ihre Unabhängigkeit und Freiheit.«

[194] Die Rathschläge, so richtig sie an sich waren, überraschten mich. Wohin ich mich mit meinem Wünschen und Begehren verstiegen hatte, das konnte er nicht wissen, das würde er sicherlich nicht gut geheißen haben. So konnte seine Warnung nach meiner Meinung sich nur auf Leonhard's früheren, dem General bekannten Vorschlag beziehen, den Freund nach Italien zu begleiten, ehe ich noch mein Stipendium antrat, und auch dies Hinderniß war beseitigt, da ich mit dem Gelde für die in Waldritten gemalten Bilder ausreichend versehen war, um die Reise noch vor Auszahlung des Stipendiums antreten zu können. Ich hob das also hervor, sagte, daß ich mich der Freundschaft der Wollmann'schen Familie, die sich mir sehr gütig erwiesen, durchaus versichert glaube, aber der General ließ mich nicht vollenden.

»Ich habe Ihnen allgemeine Grundsätze ausgesprochen,« sagte er, zu seiner gewohnten knappen Redeweise zurückkehrend, »und weder eines bestimmten Falles, noch bestimmter Personen gegen

Sie erwähnt. Lassen wir's dabei bewenden. Berühren meine Rathschläge in Ihnen keinen Ihrer Pläne oder Wünsche hindernd, um so besser für Sie. Halten Sie daran fest, daß wir aufrichtigen Antheil an Ihrem Schicksal [195] nehmen und uns freuen werden, wenn es fortfährt, Ihre Hoffnungen zu übertreffen, wie bisher.«

Er gab mir die Hand, als er sich entfernte, das hatte er auch noch nie zuvor gethan, und ich ging trotz der wohlwollenden Aeußerungen des Generals mißmuthig und ohne rechte Sammlung an meine Staffelei.

Es war Alles richtig, was er mir gesagt hatte; aber ich konnte nicht einsehen, wohin seine Ermahnungen zielten, mir meine Freiheit zu bewahren, mich auch von meinen nächsten Freunden nicht abhängig zu machen. Es konnte mit diesen Freunden Niemand sonst gemeint sein, als die Familie des Kommerzienraths, die nicht im entferntesten daran dachte, meine Freiheit anzutasten. Er mußte ein besonderes Mißtrauen gegen diese vortrefflichen Menschen hegen. Aber wer konnte ihm das eingeflößt haben? weshalb sollte es mir beigebracht werden? und was konnte mir von meinen Freunden drohen, das für Clamor nicht ebenso, nicht in weit höherem Grade zu befürchten gewesen wäre, der so viel länger in dem Hause bekannt war, der, wie ich sicher war, sich mit wachsender Leidenschaft um Cäciliens Liebe bemühte? Um [196] Cäciliens willen schmerzte jenes Mißtrauen des Generals mich tief, und ich sann darüber vergeblich nach, wie es zu überwinden sein möchte.

Ich hatte währenddessen still fortgearbeitet und trat dann von meinem Bilde zurück, um es noch einmal, vielleicht zum letzten Male prüfend zu betrachten. Ich wußte, daß es fertig war, und konnte mich davon nicht trennen. All die glücklichen Stunden, die ich mit Dora vor demselben zugebracht hatte, zogen mit ihren holden Erinnerungen durch meinen Sinn, und daß sie sich nicht wiederholen konnten, niemals wieder das that mir wehe. Denn mit einem Bilde, das der Künstler liebevoll gemalt hat, giebt er ja noch mehr fort, als das bloße Bild.

Wenn das Bild einst in des Grafen und in Dora's Zimmern hängen wird, sagte ich mir, wer wird dann meiner denken? Wer wird ahnen, welche Glut diese Augen in mir angefacht, mit welchem Verlangen ich an ihnen hing, wie diese Lippen mich verlockten? Sie werden meiner bald vergessen in ihrem Glück — und ich? Ich sollte gehen, Ruhm ernten! Als ob der Ruhm die Mühe des Strebens lohnte, wenn die Liebe ihn nicht theilt! Was sollte mir der Ruhm, wenn er sie nicht freute! wenn sie mich vergaß. [197] Ich war eben dabei, die Chiffre unter mein Bild zu setzen, da kam mir's in den Sinn, es habe noch irgend einer frischen Farbe nöthig, um den Glanz des goldenen Gürtels mit dem weißen Kleide zu vermitteln und ohne viel zu zaudern, malte ich einen vollen Strauß Vergißmeinnicht in den Gürtel unter ihrer linken Brust. Das Bild gewann dadurch entschieden; und mit der glaubensseligen Schwärmerei der Liebe bildete ich mir ein, dies Zeichen könne mich lebendig erhalten in der Geliebten Seele.

Ich hatte gerade ein paar goldene Punkte in die Kelche hineingesetzt, als es an die Thür der Werkstatt klopfte und Dora bei mir eintrat.

»Ach, das ist reizend! Die Ueberraschung vergeß ich Ihnen nie!« rief sie, den Strauß gewahrend, und das leuchtende Lächeln, das ich die Zeit her schmerzlich an ihr vermißt hatte, strahlte mir so hell entgegen, daß ihre Schönheit mich blendete und hinriß.

»Sind Sie zufrieden?« fragte ich.

Sie stand in dem eigenen Anschauen versunken, schweigend vor der Staffelei.

Mir war das Herz zum Springen voll.

»Denken Sie meiner bisweilen,« bat ich, »wenn [198] Sie in Ihrem Hause vor dem Bilde sitzen werden. Vergessen Sie mich nicht!« »Ich Sie vergessen?« sagte sie, und sich voll und freundlich zu mir wendend, fuhr sie fort: »Im Grunde sind Sie nicht gut zu mir, sind Sie undankbar gegen mich gewesen, und ich war in den letzten Zeiten böse auf Sie. Indeß vielleicht haben Sie auch versprochen, Ihr Geheimniß zu bewahren und halten Ihre Zusage besser, als ich

die meine.«

»Aber um Gottes willen,« bat ich, »sagen Sie mir, von welchem Geheimniß Sie mir immer wieder sprechen? Was soll ich Ihnen denn gestehen, was vertrauen?«

Sie sah mich zweifelnd an und sagte dann leise und mit Zögern: »Daß Sie Cäcilie Wollmann lieben.«

»Ich? ich soll Cäcilie lieben?« rief ich voll Erstaunen, während mir plötzlich die Ermahnungen des Generals verständlich wurden. »Wie kommen Sie auf diesen Einfall? wer hat Ihnen das gesagt?«

Sie ließ sich durch meine Ueberraschung nicht beirren.

»Clamor schreibt ja auch von ihrer Schönheit, ist ganz ihres Lobes voll, und sogar der Graf rühmte sie in jeder Weise, als er hier war —«

[199] »Das ist ja Alles wahr, das verdient sie Alles«, fiel ich ihr in die Rede, »aber wer hat Sie nur auf den Gedanken gebracht, daß ich Cäcilie liebe?«

Sie beachtete meine Einwendung kaum.

»Sie sind immer so froh, so glücklich, wenn Sie von ihr sprechen, Sie sprechen so oft von ihr, und ihren Eltern und ihrem Bruder, und der Vater meint auch, es müßten sehr vortreffliche Leute sein und eine Heirath mit Cäcilie wäre ein großes Glück für Sie, nur jetzt noch nicht. Also — warum, Helmar, wollen Sie es mir nicht sagen, da ich so ehrlich gegen Sie gewesen bin?«

Sie stand vor mir, einer Antwort gewärtig. Ich wußte mich nicht zu fassen. In dem natürlichen Drange meiner Dankbarkeit, in gutem Willen für Clamor und Cäcilie, in redlicher Fürsorge für sie, hatte ich, soweit ich es vermochte, die mir so werthe Schwester meines Freundes zur Geltung bringen wollen, und hatte mich damit als einen sie liebenden Bewerber um ihre Hand, vielleicht als einen Begehrer ihres Reichthums dargestellt. Ich kam mir ungeschickter, einfältiger vor, als seit langen Jahren. Ich schämte mich vor Dora, und ich verwünschte die mir durch die Verhältnisse gebotene Zurückhaltung. Ich hätte [200] ihr sagen mögen: »Clamor ist es, der Cäcilie liebt, nicht ich!« — Und ohne meinen Willen, ja ohne daß

ich's merkte, sprach ich zu mir selber die Worte aus: »Ich, ich soll Cäcilie lieben?«

»So lieben Sie sie nicht?«

Da wallte die ganze Flut meiner mühsam zurückgedrängten Leidenschaft in meinem Herzen auf und riß mich mit sich fort.

»Dora!« rief ich, »Dora, glaubten Sie es denn? konnten Sie das glauben?«

Ich hatte ihre Hände ergriffen, sie bebten in den meinen, alle Farbe war von ihrem Antlitz gewichen.

»Ach, lassen Sie mich sitzen,« sagte sie, »mir ist nicht gut, mir ist Angst!

Sie sank auf den Stuhl nieder, der vor der Staffelei stand, ich kniete vor ihr und hielt ihren schlanken Leib umfangen.

»Dora!« sprach ich in meiner Herzensangst, habe ich Dir weh gethan?«

Sie nickte mit dem Kopfe und legte ihre Hände auf meine Schultern. Ich wußte nicht, was aus uns werden sollte. Der Boden wankte unter mir.

Mit einem Male brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen.

[201] »Ich war Ihnen so gut, ich sagte es Ihnen, daß ich zu Niemand so viel Vertrauen hätte, als zu Ihnen, und ich war so ruhig, so zufrieden —«

»Und jetzt? und jetzt?« fragte ich und mein Hoffen kannte keine Grenze.

»Jetzt?« wiederholte sie, »jetzt muß ich es vergessen, daß ich Ihnen gut bin; jetzt werden die Vergißmeinnicht mich mahnen.« Sie stand rasch auf. »Wenn die Eltern, wenn der Graf es wüßten!«

Sie hatte sich der Thüre genaht, wir waren Beide unserer selbst nicht mächtig.

Ich wagte nicht, sie zu halten, und konnte sie nicht gehen lassen. Ich wußte deutlich, was uns trennte, sah, daß ihr diese Schranken unübersteiglich dünkten — und wir standen so nahe bei einander. Meine Hand lag auf der ihren, die den Drücker der Thüre erfaßt hatte.

»Du gehst?« fragte ich.

»Leb' wohl!« rief sie, »leb' wohl! wir sehen uns nie wieder! Ach! Leb' wohl!«

Ihre Lippen berührten in raschem Kuß die meinen — und ich war allein — das Herz voll glückseligstem Leiden!

SIEBZEHNTES KAPITEL

Ich war wieder in meiner Werkstatt in Berlin an meiner Arbeit, aber meine Gedanken schweiften in die Ferne, und die wenigen Monate, welche ich in meiner Heimat zugebracht hatte, lagen wie ein langes Erleben hinter mir, und hatten mich verwandelt. Bisweilen kam mir Alles wie ein Traum vor; dann wieder wie ein Zaubermärchen, daß ich dachte, wenn ich nur das rechte Wort noch wüßte, und die rechte Stunde träfe, müßte ich eingesetzt werden in das Reich, und des Königs Tochter würde doch am Ende mein Gemahl. Ich konnte nichts denken, und nichts malen, als nur immer sie, und mußte meine Arbeiten halbwegs verbergen, mein Geheimniß nicht zu verrathen, das ja nun auch ihres war.

Ich hatte sie nicht mehr gesehen, ehe ich von Waldritten fortging. Sie sei unwohl, hieß es, und [203] ich durfte weder wünschen, noch fordern, ihr noch einmal zu nahen. Ich hatte meine Sachen für die Abreise zu ordnen, der Tag, und der ihm folgende gingen geschäftig hin. Mit der Post, welche spät am Abende, von der russischen Grenze kommend, über Waldritten fuhr, wollte ich meine Rückreise machen, ohne mich unterwegs aufzuhalten.

Der General und seine Frau entließen mich mit Herzlichkeit. Der Abschied von meinen Eltern ward mir schwer. Ich hatte drei Jahre fortzubleiben, und mein Vater stand im einundsiebenzigsten Jahre. Er selbst war gerührt.

»Ich hatte keine große Freude, als Du auch noch geboren wurdest,« sagte er, »und hab' nicht gedacht, daß ich noch stolz auf Dich sein würde. Du bist ein guter Sohn, und es war gut, daß Du

noch einmal zu Hause gekommen bist. Ich denk', es soll Dir wohlgehen alleweg' und allezeit.«

Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah. Er lebte nicht mehr, als ich zurückkam. —

Da Frau von Marville mir einige Kleinigkeiten für sie mitgegeben hatte, waren meine ersten Gänge in Berlin zu Clamor, und dem Grafen. Sie empfingen mich Beide freundlich. Beide erkundigten sich nach [204] den Ihren, aber des Grafen Fragen hatten eine scharfe Bestimmtheit, die mich scheu und vorsichtig machte. Er berichtete mir das Gute, das man über mich, und meine Arbeiten geschrieben hatte, sagte, er sei begierig, die Bilder in Waldritten zu sehen, besonders das Bild von Fräulein von Marville, das die Mutter ihm gerühmt habe. Er konnte eigentlich gar nicht anders sein, als er sich gab, und doch war ich sehr zufrieden, als ich gehen konnte.

Leonhard fand ich in der Stadt, die Seinen hatten, wie immer, ihr Landhaus bezogen. Es war dort an jedem Abende viel Besuch. Ich ging nach gethaner Arbeit fast täglich mit Leonhard hinaus, auch Clamor fehlte selten. Indeß es war anders geworden auch zwischen Cäcilie und ihm. Sie forderte ihn mit ihren Neckereien nicht mehr heraus, er sagte ihr keine Schmeicheleien mehr. Wer ihren früheren Verkehr mit dem jetzigen verglich, konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich verständigt hatten, und in der Ruhe, mit welcher sie sich jetzt aufeinander verließen, gefielen sie mir Beide noch viel besser. Cäcilie war nicht mehr so lebhaft, nicht so sprudelnd wie vordem, aber sie erschien weiblicher dadurch, und Clamor hatten die wenigen Monate um Jahre gereift.

[205] Sonntags war der feststehende Gesellschaftsabend in der Villa Wollmann. Einige Tage nach meiner Heimkehr war ich zu demselben hinausgegangen. An dem folgenden Morgen wollten der Graf und Clamor wie ich von Leonhard erfahren hatte, ihre Reise nach Waldritten antreten, und der Letztere hatte sich in der Villa schon zeitig eingestellt, sich, wie er sagte, zu verabschieden.

Das Wetter war von verlockender Schönheit, die gewohnten Gäste waren beisammen, die gewohnte Heiterkeit wollte sich nicht

einstellen. Die Mutter war still, Cäcilie zerstreut, eine Weile vermißte ich Clamor, und den Herrn des Hauses. Sie kamen dann gemeinsam aus der großen Allee hervor. — Die jüngeren Personen stellten sich zu dem eben in Aufnahme gekommenen Boggiaspiele, indeß auch dieses kam nicht in Gang, und die ganze Gesellschaft trennte sich vor der sonst üblichen Stunde.

Ich war dabei, als Clamor sich empfahl. Der Abschied war viel ernsthafter, als die kurze Trennung, und die kleine Reise es rechtfertigten. Ich sah, daß Etwas vorgegangen sein mußte, und brauchte nicht erst zu fragen, was geschehen war.

Vor dem Thore der Villa wendete er sich von der großen Straße ab.

[206] »Gehen Sie mit mir, Kronau,« sagte er, »wir wollen unsern Weg durch den Park nehmen. Ich bin für das Scherzen und Lärmen heute nicht aufgelegt. Es ist mir lieb, daß Leonhard noch draußen geblieben ist. Seine Witze und seine beständige Heiterkeit machten mich heute wirklich ungeduldig, und er ist doch älter als ich und Sie.«

»Das Leben ist ihm immer leicht gewesen!« begütigte ich.

»Leicht!« wiederholte er, »mir war's auch leicht, und ich nahm es leicht genug. Wie sollte ich nicht? Was konnte mir denn fehlen?«

Er brach ab, und fragte, wie ich seine Eltern gefunden hätte.

Ich wiederholte ihm den schon neulich ausgesprochenen Bescheid.

»Hat meine Mutter Sie um mich im Besonderen befragt? Hat sie sich nach der Familie des Kommerzienraths erkundigt?«

Ich bejahte das.

»Also haben Sie auch von Cäcilie mit ihr gesprochen. Was haben Sie von ihr gesagt?«

»All' das Gute, das ich von ihr denke, und« schaltete ich ein, »wie ich nachträglich zu bemerken [207] hatte, mit solcher Wärme, daß man mir eine andere Empfindung für sie zutraute, als die dankbare Freundschaft, die ich für die ganze Familie hege.«

»Das freut mich! das freut mich sehr!« sagte er, und verrieth mir

durch sein sprungweise fortschreitendes Gespräch, wie sehr er innerlich beschäftigt sein mußte. »Erinnern Sie sich,« hub er nach einer Weile wieder an, »wie ich mich bei dem Grafen melden kam, und Sie ihm in der Kaserne als Modell standen? Es werden fast auf den Tag fünf Jahre sein. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich die Tochter des Mannes lieben würde, den ich schlechtweg als meinen Bankier bezeichnete! Wer mir gesagt hätte, daß ich Ihnen mein Herz ausschütten würde!«

Ich hatte in mir selber schon etwas Aehnliches gedacht, und da man schwer von den Eindrücken seiner frühen Jugend loskommt, hatte seine Offenheit mich nicht gefreut, wie er es zu erwarten schien. Er gewährt mir sein Vertrauen, sagte ich mir, ohne mich zu fragen, ob ich's wünsche, ob die Vertrautenrolle mir behagt. Er ist der Herr, ich der Vertraute, weil er mich verläßlich wie meinen Vater, wie den alten Diener seines Hauses glaubt; und unfähig, diese innere Unfreiheit in mir zu besiegen, obschon ich mich ihrer [208] schämte, und sie mir wieder zum Vorwurf machte, wie in anderen ähnlichen Fällen, konnte ich mich nicht erwehren, ihm zu sagen, daß ich mir bewußt sei, ihn zu diesen Mittheilungen nicht veranlaßt zu haben.

Sie sind empfindlich,« sagte er, »und sind es ohne Grund. Ich meinte nichts Böses mit den Worten, nichts, was Ihnen zu nahe trat. Mir gingen die Wandlungen im Kopfe herum, die sich im Schicksal der Menschen vollziehen. Ich sprach sie aus, wie sie mir erschienen. Weit davon entfernt, mich über Sie erheben zu wollen, kamen Sie mir eher beneidenswerth vor, weil Sie freier handeln können, weil Sie durch keine Rücksichten auf Traditionen gebunden sind, die sie heilig zu halten haben, und auch selber heilig halten, wie ich die meine. Vor einem Jahre noch hätte ich Cäcilie wieder entbehren lernen können. Jetzt weiß ich nicht, wie ich leben soll, ohne sie zu sehen; und ich habe ihrem Vater doch mein Wort darauf gegeben, sie ganz zu meiden, wenn ich meines Vaters Einwilligung zu unserer Verbindung nicht erhalte.«

Sein Freimuth gewann mich ihm zum ersten Male völlig. Ich

sagte, seines Vaters Zustimmung werde er nicht erreichen.

»Für das Erste ganz gewiß nicht!« entgegnete [209] »Und was denken Sie zu thun?«

»Was mein Vater that, als man ihm meiner Mutter Hand versagte. Ich werde warten.«

»Aber Fräulein Cäcilie?«

»Sie kennen Cäcilie, und thun diese Frage!« tadelte er mich. »Ich bin ihrer sicher wie meiner selbst.«

Ich wendete ein, daß Cäciliens Eltern mit diesem Warten nicht einverstanden sein dürften.

Clamor schwieg eine geraume Zeit, dann sprach er: »Ich schätze die Eltern, ich habe vor dem Kommerzienrath eine wirkliche Verehrung, und Leonhard ist ein lieber Mensch, aber —« er unterbrach sich, und meinte dann: »Sie glauben nicht, oder vielleicht wissen Sie es auch, wie ein Mensch plötzlich ernsthaft werden kann, wenn ein ernsthaftes Empfinden über ihn kommt, und wenn er dadurch gezwungen wird, seine Augen fest auf einen bestimmten Punkt zu richten. Ich habe, seit ich weiß, daß ich von Cäcilie nicht lassen kann, erst eingesehen, daß ich bis dahin nicht allzu viel werth gewesen bin. Aber ich habe seitdem auch die Anderen strenger und gerechter beurtheilen lernen; und was es mit dem Begehren der Menschen nach Rang und [210] Stand auf sich hat, selbst Derer, die sich das Ansehen geben, gar keinen Werth darauf zu legen, das habe ich nun auch erfahren. Cäcilie und die Wollmanns schätzen den Besitz des Adels, und der Stellung, welche er verleiht, reichlich so hoch als mein Vater, der wieder ihn viel höher schätzt, als meine Mutter.

»Und Sie, Herr von Marville?«

»Wie können Sie mich das erst fragen? Ich stamme mütterlicherseits von einer langen Reihe ehrenwerther Ahnen ab. Mein Vater hat seinen Adel durch großes persönliches Verdienst erworben, ich bin Offizier, und will in den Garden meinen Weg machen. Ich finde es sehr natürlich, wenn mein Vater meine Heirath mit einer Bürgerlichen, und obenein mit Cacilien, als nicht

zulässig erachtet. Ich würde es ja auch nicht mögen, wenn meine Schwester sich einen Mann erwählte, der sie herabzusteigen nöthigt, aber — «

Wie ein kaltes Eisen fuhren mir die Worte durch die Brust. Ich konnte mich kaum halten, ihm nicht zuzurufen: Und doch! ich hab' schön Roththraut's Mund geküßt! —

Aber das Siegel des Kusses, den sie freiwillig mir geboten, schloß mir die Lippen, während ich mich unwillkürlich fragte, was würde geworden sein, wenn ich [211] sie festgehalten hätte in jener zauberischen Stunde? wenn wir gewartet hätten wie Clamor und Cäcilie warten wollen? — Rasch, wie er gekommen war, scheuchte ich den Gedanken von mir zurück. Sie war verlobt, sie war, sie glaubte sich glücklich, der Graf, ihre Eltern waren es mit ihr, mochten sie es bleiben. Ihren Frieden anzutasten, stand mir nicht zu, mein thörichtes Begehren durfte nicht ihre Ruhe stören.

Clamor fragte, was ich denke.

»Es fällt mir auf,« entgegnete ich, »daß Sie Anderen, daß Sie Ihrer Schwester eine Freiheit nicht zuerkennen, die Sie doch für sich selbst in Anspruch nehmen!«

»Sie irren!« sprach er, »der Fall ist ganz verschieden. Ich verlange für mich Nichts, als was mein Vater von meinem Großvater verlangte, und weniger als das, denn meine Mutter befand sich in dem Falle meiner Schwester, und nicht in dem meinen, auch nachdem mein Vater in den Adel erhoben worden war. Sie hatte einen alten, schönen Namen gegen einen neuen einzutauschen, wenn schon sie, wie die Verhältnisse es mit sich brachten, den alten Namen auf ihren Gatten, und auf ihre Kinder übertragen konnte. Cäciliens [212] Aufnahme in unser Haus ändert aber an unserem Namen, und an unseren Verhältnissen durchaus nichts. Unsere Güter sind kein Majorat, und Cäcilie ist reich. Das wird mir freilich bei den Eltern gar nichts nützen, und es wird mir hart ankommen, vor den Eltern bis nach dem Feste den Gleichmüthigen, den Fröhlichen zu spielen. Die Reise ist ein schwerer Gang. Unser Familienleben, unsere Eintracht waren nie

getrübt bis jetzt!«

Wie dann ein Wort das andere gab, bemerkte ich ihm, daß ich ihn und Cäcilie längst errathen, und Leonhard schon lange einmal befragt hätte, was aus ihrer Liebe werden würde.

»Viel Scharfsinn,« meinte er, »hat dazu nicht gehört. »Es war am Anfang das harmloseste Spiel von der Welt, ein Wohlgefallen von ihrer, eine Galanterie von meiner Seite. Die Eltern ließen sie ruhig gehen. Cäcilie wußte, daß sie dem Sohne eines der großen französischen Finanzbarone so gut wie versprochen war, und hatte nichts dagegen. Sie hatte immer viel Vorliebe für Paris, für die dortigen Salons gehegt, und der Vater, der sie stets nur seine kluge Tochter zu nennen liebte, traute ihr nicht die Thorheit zu, aus romantischer Liebe das alte, plumpe Schloß, die alte Ritterburg eines Landedelmannes von altem Adel mit [213] dem neugebackenen Baronialhotel in der Chaussée d'Antin vertauschen zu wollen. — Und als wir dann kamen, als das Unerwartete geschehen war, als wir erklärten, daß wir nicht von einander lassen würden, da —«

»Nun da?« fragte ich.

Clamor lachte, aber es kam ihm nicht vom Herzen.

»Da,« sagte er, »standen sie da, als wären sie bisher mit göttlicher Blindheit geschlagen gewesen. Da standen sie plötzlich vor mir, Vater und Mutter, bewaffnet mit dem Stolze ihres bürgerlichen und jüdischen Bewußtseins. Nie und nimmer, hieß es, solle Cäcilie eintreten in eine Familie, in der sie nicht mit offenen Armen empfangen würde, und — nun das Uebrige versteht sich von selber. — Wir haben heut Abschied genommen, voraussichtlich für lange Zeit. Ich werde zu Hause thun, was meine Pflicht ist. Ich weiß, daß ich für jetzt Nichts erreichen werde, bin auch weit entfernt, thörichte oder gewaltsame Entschlüsse zu fassen, die mir weder von der einen noch von der andern Seite nützen würden. Wir werden eben warten; sieben Jahre lang, wenn's nöthig wäre, wie mein Vater auf meine Mutter; oder,« setzte er mit einem Scherze hinzu, den er sich selbst auf Kosten der Geliebten nicht ver[214]sagen konnte, »oder, um in den Traditionen meiner künftigen Familie zu

bleiben, wie Jakob auf die schöne Rahel!«

Wir gingen schweigend neben einander her, Jeder in seine Gedanken vertieft, die sich auf einem Punkt doch nahe genug berührten. Plötzlich, als wir nahe schon an seiner Wohnung waren, sagte er: »Vielleicht kommt Ihnen das auch wieder wie ein Hochmuth vor, und ich leugne es ja auch keineswegs, daß ich ein Aristokrat, und sehr zufrieden bin ein solcher zu sein. Für mich liegt ein gar großer Reiz darin, durch meinen bloßen Willen einem Mädchen, das ich liebe, und das mich dessen werth dünkt, den Adel verleihen zu können, als wäre ich der König. — Ich will's! und Cäcilie Wollmann ist Frau von Waldern-Marville für Zeit und Ewigkeit, vor König, und vor Kaiser, vor Gott, und aller Welt. Wie mich das verlockt! wie mir das gefällt! Frau von Waldern-Marville von Clamor's Gnaden!«

Seine gute Laune, seine Zuversicht kehrten ihm bei der Vorstellung zurück. Wir standen vor seiner Wohnung, er bot mir mit einem Händedrucke Lebewohl und gute Nacht.

[215]

ACHTZEHNTES KAPITEL

Wenige Zeit nachher erhielt man auf Veranlassung des Grafen in dem Hause des Kommerzienraths die Nachricht von des Grafen Verlobung mit der einzigen Tochter des Generals von Waldern-Marville. Clamor kam zu seinem Regimente zurück. In der Familie Wollmann erschien er nicht wieder und man vermied es auch, von ihm zu sprechen.

Mir hatte Frau von Marville mit großer Freude für das Kinderbild von Dora gedankt, das ich ihr zum Hochzeitsjubiläum gemalt, und der Graf hatte mich zu sich bitten lassen, um mir seine Zufriedenheit mit dem für ihn bestimmten Bilde seiner Braut auszusprechen. Er richtete mir von seinen künftigen Schwiegereltern Grüße aus, Dora's erwähnte er nicht weiter. Mir war das sehr erwünscht, denn ihm gegenüber fühlte ich mich nicht frei von Schuld.

[216] Die alljährliche Badereise der Kommerzienräthin wurde diesmal früher angetreten als gewöhnlich. Man wollte es Cäcilien ersparen, Clamor immer und immer wieder zu begegnen. Er war um seine Rückversetzung nach Potsdam eingekommen, wie er mir sagte. Nur einmal und mit wenig Worten erwähnte er gegen mich, daß es zwischen ihm und seinen Eltern, als er ihnen von seinen Wünschen gesprochen, gerade so gekommen sei, wie er es vorausgesehen habe. Sein Vater habe auf seine Weise Recht, weil er seine Liebe für Cäcilie nur als eine leicht vorübergehende Neigung betrachte. Es sei nun an Cäcilien und an ihm, durch ihr Beharren die Eltern von dem Gegentheil zu überführen, und das dächten sie

zu thun; denn sein Kopf und sein Herz wären ebenso fest als seines Vaters und seiner Mutter Herzen es gewesen wären. — Es lag etwas Charaktervolles in der Ruhe und Fassung, mit welcher er die Sache ansah, die doch seine Zukunft in sich schloß. Ich bekam Respekt vor ihm. Aus dem Knaben, der seine Herrschsucht an uns Andern ausgelassen, war ein Mann geworden, der sich zu beherrschen, sich zu meistern gelernt hatte.

Im August wurden die Preisvertheilungen der Akademie bekannt, ich erhielt mein Stipendium für [217] drei Jahre. Leonhard und ich hatten unsere begonnenen Arbeiten rechtzeitig beendet, in den ersten Tagen des September brachen wir gen Süden auf. Um Weihnachten waren wir in Rom und trafen dort mit Ihnen und mit Ihren Freunden, wie Sie sich's vielleicht entsinnen werden, zum ersten Male in der Kinderpredigt in Arra Coeli zusammen. Sie wissen es auch, wie der erste römische Winter mir hingegangen ist; und viel anders ist es auch nachher nicht für mich in Rom geworden.

Die Natur des Südens, die Eigenartigkeit, das Großartige in der Erscheinung und in dem Gebahren des Volkes, der Rückblick auf eine lange, gewaltige Vergangenheit ergriffen mich mächtig. Ich konnte nur staunen und denken; aber arbeiten konnte ich nicht. Und als ich das Gefühl der Ueberwältigung durch das Fremde in mir überwunden hatte, fand ich, daß die südliche Natur und ihre Menschen mir nicht zum Herzen sprachen.

Ich kopirte in den Galerieen, aber nicht die alten Italiener, sondern die Niederländer, wo ich von ihnen etwas fand. Die Campagna fand ich nicht schön. Ihre Oede machte mich schwermüthig, machte mich sehnsüchtig nach unseren Wäldern und Wiesen, nach den Bächen, [218] die unsere Felder wässerten. Neben den stolzen Gestalten der Römerinnen dachte ich an die schlanken Mädchen unserer Heimat, wenn ich überhaupt an etwas Anderes dachte als an sie, die jetzt des Grafen Frau war und in Berlin an seiner Seite lebte.

Meine Genossen, Leonhard an ihrer Spitze, lachten mich aus.

Ihm waren diese Südländer eine vertraute Rasse, sie glichen den Frauen, mit denen er zumeist verkehrt hatte, er kam rasch in's Malen, rasch in's Komponiren, er war am rechten Platz in Rom. Ich hingegen kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß meine Reise nach Italien eine Wildegansfahrt gewesen sei. Ich lernte erkennen, daß zwischen den Ländern und den Menschen, die nicht in ihnen geboren sind, bestimmte Sympathien und Antipathien obwalten; daß nicht Jeder für jedes Land das rechte Herz und das rechte Verständniß mitbringt; und daß ehrliche Naturen sich mit dem besten Willen nicht dazu zwingen können, sich künstlerisch einzuleben in ein ihnen fremdes Element. Ich probirte Dies, probirte Jenes! Es hatte nicht Hand nicht Fuß. Die neuen römischen Bekannten und Freunde, die von mir, weil ich den Preis gewonnen und weil man ihnen auch Gutes von mir gesagt hatte, doch irgend etwas Haltbares zu sehen erwarteten, [219] wurden bei meinen mißglückenden Versuchen irre an mir; und nachgerade wurde ich es selber. Da entschloß ich mich eines Tages endlich, mich um meine äußere Umgebung gar nicht zu bekümmern und aus mir heraus zu malen, was mir in der Seele lebte. Und nun ging's!

Sie kennen das Bild. Unter dem Eichbaum ruht die schöne Königstochter von der Jagd, der Edelknappe liegt ihr zu Füßen, die Augen liebevoll erhoben zu ihrem ihn anlächelnden, in Lebensfreude erstrahlenden Gesicht.

Auch davon hatte Helmar wieder eine Skizze in das Manuskript gezeichnet und darunter die folgenden Verse aus Mörike's Ballade: »Schön Rohtraut« geschrieben:

»Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht schön Rohtraut.
›Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hat, küsse mich!‹
Ach, erschrak der Knabe!
›Doch‹, denkt er, ›mir ist es vergunnt‹,
Und küsset schön Rohtraut auf den Mund!
›Schweig still, mein Herze!‹

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, schön Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
»Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken;
[220] *Ihr tausend Blätter im Walde wißt:*
Ich hab' schön Rohtraut's Mund geküßt!
Schweig' still, mein Herze!«

Ich bin kein Horace Vernet und bin kein Meissonier, hieß es dann weiter. Aber zwingen Sie Vernet, den Bibliophilen oder die Schachspieler wie Meissonier zu malen, oder geben Sie es diesem auf, das Bild von der Smala darzustellen, so wird der Eine wie der Andere nichts Vernünftiges zuwege bringen. Es sieht jeder nur, was er mit seinen Augen zu sehen geschaffen ist, es nährt sich Jeder in gewissem Sinne von seinem eigenen Herzblut. Manch' liebes Mal habe ich vor den vielgepriesenen, mächtigen Augen der Römerinnen gestanden und das Goethe'sche Lied vor mich hingesummt, das ich von Cäcilie hatte singen hören: »Augen, sagt mir, sagt, was sagt ihr?«

Ich und mein blondes Haar gefielen ihnen besser, als sie mir. Das Letztere war gut für mich; aber wohl und warm um's Herz ward mir's doch erst wieder, als ich mich nicht mehr damit plagte, die vielgepriesenen römischen Frauen und Volksszenen zu malen, als ich wieder ein urdeutsches Motiv, das romantische Schön Rohtraut, auf der Leinwand vor mir hatte.

[221] Rohtraut zu malen, wie sie mir im Herzen lebte, das durfte ich nicht wagen, und doch sahen sehr bald ihre Augen mich aus dem Bilde an, und mit jedem Pinselstriche sagte ich mir: Und wenn Keinem mein Bild gefallen sollte, wenn Niemand es versteht, Eine wird es sehen mit meinen Augen, Eine wird es verstehen, was es ihr sagen will, das Bild vom Knaben und der schönen Königstochter. Eine wird wissen, was sie bedeuten die Worte: »Schweig still, mein Herze!« welche ich in schönen gothischen Lettern in den Rahmen des für die Kunstausstellung bestimmten Bildes schnitzen ließ —

also — Schweig' still, mein Herze!

Sobald ich wieder wußte, was ich wollte vor der Staffelei, war ich geborgen. Innerlich schwankend kann man ja nichts schaffen, denn alles Schaffen ist ein voller, freudiger Erguß des selbstbewußten Willens in das Werk. Oder können Sie sich unsern lieben Herrgott denken, wenn er, über den Wassern schwebend, erst überlegen müßte, wie er es mache, Himmel und Erde zu scheiden? — Heute noch steckten wir in dem Urbrei, an den die Gelehrten uns glauben machen wollen! Und meinen ganzen römischen Aufenthalt hätte ich verloren, wäre ich nicht zurückgekehrt zu meinem innern Müssen, zu mir und meiner Liebe.

[222] Von da ab glückte mir Alles! Und seit ich sie nicht mehr malen wollte, gefielen mir auch Land und Leute; und das Leben in der großen internationalen Künstlergemeinde ward mir zum förderlichen Sporn.

Alle Vierteljahre schrieb ich, nach alter Gewohnheit, an Frau von Marville. Von ihr erfuhr ich, daß Clamor einem der jüngeren Prinzen beigegeben sei, daß der Graf ein vor dem Thore gelegenes Haus gemiethet habe, um Dora in der guten Jahreszeit den Aufenthalt im Freien so wenig als möglich entbehren zu lassen. Sie rühmte Dora's Wohlbefinden und ihre Freude an dem Leben in der Welt; und ich sagte mir, daß der Gräfin Glück mich freue, wie man sich das sagt und wie man sich darüber freut.

Auch Cäcilie erwähnte der Gräfin, Clamor's schöner Schwester, in den Briefen an Leonhard, die ich fast immer zu lesen bekam, da er mich in die Verhältnisse der Liebenden eingeweiht wußte. Sie schrieb, daß der Graf, wie sie es anders nicht erwartet hätten, sich um Clamor's willen mit seiner Frau von ihrem Vaterhause fern halte, daß sie ihr jedoch freundlich begegnet wären, als man sich am dritten Orte getroffen habe. Sie äußerte dabei, daß Dora neben dem Grafen sehr jung erscheine, aber ein ungewöhnlich sicheres und [223] bestimmtes Wesen zeige. Sie hatte zu Cäcilien gesagt, sie habe durch ihren Bruder und durch mich viel von ihr gehört, und hatte sich erkundigt, ob sie in Briefwechsel mit mir stehe und

Nachricht von mir habe?

»Und grüßen hat sie mich nicht lassen?« fragte ich Leonhard.

»Davon schreibt Cäcilie nichts!« entgegnete er mir und reichte mir das Blatt hin.

Ich nahm den Brief und sah die Stelle an, auf der mein Name stand. Es war kein Gruß dabei und wem gewährt man einen solchen aus der Ferne nicht! Ich war betrübt darüber.

Aber die Liebe braucht, wie des Epheus treu ausdauerndes Geranke, wenig Erdreich, Leben und Nahrung daraus zu ziehen. Sie ist erfinderisch, weil sie glücksbedürftig ist, und gerade aus meiner Enttäuschung blühte mir mein Liebesglaube neu hervor. Daß sie mir keinen Gruß gesendet, daß sie schwieg, das bewies mir ihr Gedenken, das bürgte mir für ihr Erinnern. Und was konnte ich mehr erwarten, mehr verlangen von des Grafen Frau?

NEUNZEHNTES KAPITEL

Währenddessen, während der Jahre, in welchen Leonhard und ich inmitten der anderen Künstler in Rom fröhlich am Tage den Tag durchlebten und gelegentlich auch die Nacht zum Tage machten, war die Welt um uns her in Aufregung gerathen, ohne daß man es sonderlich beachtet hätte; bis die revolutionäre Bewegung. von welcher Europa ergriffen worden, auch in Rom zum Ausbruch kam. Viele der Künstler verließen Italien, um theils freiwillig, theils durch ihre Verhältnisse dazu genöthigt, in ihre Heimat zurückzukehren.

Leonhard's Vater wie die meisten der reichen Leute, gewaltsamen politischen Umgestaltungen abgeneigt, überredete den Sohn, den keine bestimmten Pflichten nach Hause riefen und den er von der politischen Aufregung fern zu halten wünschte, in Rom zu bleiben; und die [225] Vielfarbigkeit des Lebens, die dort in jener Bewegung noch mehr als sonst hervortrat, machte es Leonhard lieb, sich dem Willen seines Vaters zu fügen. Ich aber, den seine militärische Dienstpflicht zur Heimkehr genöthigt haben würde, erhielt von Seiten der Akademie die Weisung, meine Studien nicht zu unterbrechen, da man mir bis zum Ablauf meines Stipendiums einen Urlaub erwirkt hatte. Zunächst also blieben wir Beide, wo wir waren. Indeß die rechte Ruhe hatte ich nicht mehr in der Fremde, und als eben in der Zeit mich die Nachricht von meines guten Vaters Tod erreichte, ward mir das Verweilen jenseits der Alpen immer schwerer.

Der Bruder, der mir unseres Vaters Ableben gemeldet, sagte, der

gute Vater hätte nicht viel gelitten. Der Pfarrer und Frau von Marville schrieben mir ebenfalls, und der Erstere rühmte die ruhige Ergebung, mit welcher die Mutter ihres Weges gehe. Ich dürfte nicht daran denken, nach Preußen, nach Hause zu reisen, denn ich war dort überflüssig ganz und gar; und doch nützte mir es nichts, in Rom noch länger zu verweilen. Es wurde immer unruhiger um uns her, man fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken, wo man sich auch befand; und so wenig ich eine Stütze oder einen [226] Halt an meinem guten Alten besessen hatte, kam ich mir, nun ich keinen Vater hatte, auf der Erde wie entwurzelt, wie verloren und verlassen vor. Ich sehnte mich von der Stelle fort, auf der ich mich befand, und wußte doch, daß ich nichts Anderes für mich finden würde, wohin ich mich auch wendete.

Ich hatte mich mein Lebenlang um die politischen Vorgänge nicht gekümmert; und wenn Sie das unrecht finden, so habe ich dies Geständniß zu meiner Schande gemacht. Jetzt beunruhigten mich die Kämpfe gegen die Erhebung, als hätte ich wer weiß welchen Antheil an ihr genommen. Es war eine mir selbst unerklärliche Unruhe, die mich ergriffen hatte. Ich konnte die Ankunft der Zeitungen nicht erwarten. Die Nachrichten von dem dänisch-holsteinischen Kriege, von den Kämpfen Dresden, in Baden, in Westphalen nahmen mir die Gedanken an die Arbeit. Ich konnte mir mein Vaterland, das vom Bürgerkrieg zerrissen war, nicht mehr aus dem Sinne schlagen. Ich wußte mich selbstständig genug, um meines Stipendiums, Dank meiner Arbeiten, die ich gut verkauft hatte, fortan entrathen zu können; ich beschloß also, nach Deutschland zurückzukehren, als Leonhard plötzlich vom römischen Fieber ergriffen ernstlich erkrankte.

[227] Die Franzosen waren bereits in Civitavecchia gelandet, die Belagerung von Rom stand bevor, es galt, den Kranken fort und so rasch als möglich über die Alpen zu schaffen. Mein Wunsch, Italien zu verlassen, traf mit meiner Pflicht gegen meinen kranken Freund zusammen. Ich geleitete ihn in kurzen Tagereisen vorsichtig nach Bern, wohin seine Mutter gekommen war, ihn zu sehen und zu

pflegen. Cäcilie, die sie hatte begleiten sollen, war nicht bei ihr. Verwundert darüber, weil die Mutter nie allein die Heimat verlassen hatte, war unsere erste Frage nach Cäcilie. Die Mutter sagte, sie sei bei dem Vater geblieben, aber sie sah bekümmert aus, als sie das aussprach. Leonhard vermuthete so wie ich, daß dem Vater ein Unheil zugestoßen wäre, die Mutter versicherte mit Bestimmtheit, daß er sich wohl befinde, völlig wohl; und doch traute ich ihrem Worte nicht, obschon Leonhard sich davon beruhigen ließ.

Als er am Abende zur Ruhe gegangen war und ich die Mutter noch auf die Terrasse des Hauses hinausführte, fragte ich sie nach ihrem Gatten.

»Mein Mann ist wohl,« sagte sie, »aber es hat uns ein schwerer, ein furchtbar schwerer Schlag ge[228]troffen.« Sie biß die Lippen im Schmerz zusammen und die Thränen traten ihr in die Augen. »Cäcilie ist von uns gegangen!« sagte sie mit bebender Stimme.

»Cäcilie ist todt?« rief ich erschreckend.

»Gottlob, nein! gottlob, das ist es nicht! Aber einen Tag vor meiner Abreise ist sie ohne unsere Erlaubniß und, wie Sie denken können, sehr gegen unsern Willen heimlich von uns fortgegangen.«

»Mit Clamor!« fragte ich, in meiner Bestürzung es vergessend, daß er im Felde stand.

Die Mutter schüttelte traurig das Haupt.

»Fast möchte ich wünschen, es um seinetwillen wünschen, es wäre so! Nicht mit ihm, zu ihm ist sie gegangen; und so unglücklich es uns macht, wie kann ich's ihr verdenken? Nur daß sie ohne ein Wort zu uns, daß sie heimlich fortgegangen ist, das ist so bitter, das thut wehe!« Ihre Thränen unterbrachen sie, aber fühlend, daß sie mir die Erklärung schuldete, sagte sie: »Clamor ist bei Fridericia schwer verwundet worden. Man hat ihn nach Altona in eines der dortigen Hospitäler gebracht. Eine Freundin von uns, von Cäcilien besonders, steht demselben vor. Sie hat es ihr geschrieben, Clamor verlange nach ihr, wolle sie noch einmal sehen — und sie ist gegangen noch an [229] demselben Abend. Sie hatte uns gesagt, sie wolle den Nachmittag in der Stadt bei meiner Schwester zubringen,

sich von dort am Abende wieder nach Hause schicken lassen. Der Abend kam, es wurde spät, sie blieb aus. Wir sendeten den Wagen in die Stadt. Er kam ohne sie zurück. Stellen Sie sich unser Erschrecken, unsern Zustand vor! In ihrem Zimmer fanden wir den Brief, der uns das Geschehene erklärte. Sie hatte Alles rasch und klug berechnet, hatte mit großer Voraussicht all'die Zeit gehandelt und geschwiegen. Ach und ein Herz und ein Kopf wie die ihren sind ja nicht zum zweiten Male bei einem Mädchen anzutreffen.

»Sie wird Ihren Widerstand gefürchtet haben!« bedeutete ich tröstend.

»Hätten wir sie denn gehen lassen dürfen?« fiel mir die Mutter lebhaft ein. »Durften wir in Clamor's Eltern den Glauben aufkommen lassen, daß wir unser Kind in solcher Weise handeln, sich preisgeben ließen, um sie vielleicht dadurch einer Familie aufzudrängen, die sich zu gut glaubt, unsere Tochter aufzunehmen? — Wir büßen ohnehin die Freiheit und das Zutrauen hart genug, die wir ihr von jeher im [230] Glauben an ihre ruhige Besonnenheit gewährten. Mein Mann —«

»Und Frau von Marville? ist sie nicht bei ihrem Sohne?« fragte ich in Sorge um meine Wohlthäterin.

»Wie kann ich's wissen, da ich an dem nächsten Tage auf die Reise ging? Aber Frau von Marville wird die Gräfin nicht verlassen können,« sagte die Kommerzienräthin.

Ein neuer Schrecken bemächtigte sich meiner. Ich fragte, ob die Gräfin krank sei.

»Wissen Sie denn gar nichts? Haben Sie denn die Berliner Zeitungen während Ihrer Reise nicht gesehen?« rief Frau Wollmann. »Der Graf ist ja gleich bei Beginn der Schlacht vor Fridericia gegefallen, wenige Stunden, ehe Clamor verwundet worden. Die Zeitungen haben es ja gemeldet. Ich las es unterwegs. — Die armen Leute! Der General, der in Berlin gewesen sein muß, soll gleich abgereist sein, um für die Ueberführung der Leiche zu sorgen. Er wird sich natürlich auch zu dem Sohn begeben haben, Cäcilie wird ihm dort begegnet sein. Aber noch weiß ich selber nichts! Mein

Mann ist an dem Tage, an dem ich Abends nach der Schweiz ging, früh nach Hamburg gefahren, um die Tochter womög[231]lich zurück und hierher zu bringen. Ich kann noch keine Nachricht haben. Nichts weiß ich, als was Cäcilie uns vor der Abreise geschrieben hat. Es ist eine Verwicklung, die entsetzlich ist! Es versteht sich, daß Leonhard für das Erste durchaus nichts davon erfahren darf. Hören Sie, Helmar, nichts durchaus nichts.« — Ihre Thränen flossen auf's Neue. »Stellen Sie sich's vor,« klagte sie, »zwei so glückliche Familien! Wir und die Marvilles! beide so schwer getroffen in unseren Kindern. Man denkt es gar nicht aus. Eine so gute Tochter eine so reine Natur! Ein so kluges, verständiges Mädchen, und solch' eine unselige romantische Thorheit! Es ist unglaublich!«

Die gute, vortreffliche Frau hätte noch lange sprechen, ihrem Herzen immer weiter Luft machen können, ich hätte sie nicht darin gestört. Ich hörte Alles, was sie sagte, verstand auch ihre Sorge, fühlte ihre Kränkung, aber ich dachte an den prächtigen Mann, den Grafen, der mir ein so gütiger Freund gewesen; an Clamor, in seiner Jugendschöne vielleicht auf das Todtenbett hingestreckt; an Clamor's Eltern, meine Wohlthäter; an Cäcilie, die ich liebte und in der Entschlossenheit ihrer Liebe mehr als je bewunderte, an die schwierige Lage, in die sie sich gebracht. An [232] das Alles dachte ich — indeß ich sah nur sie! Ich sah nur Dora an des Gatten Leiche! So jung und schon Wittwe! So jung — und frei!

Ich schauderte vor der hell aufzuckenden Freude, die mir bei der Vorstellung durch das Herz schoß. Ich nannte sie eine Sünde, einen Wahnsinn — ich fühlte sie trotzdem.

Es war mir lieb, daß die Kommerzienräthin mich von mir selber abzog, indem sie mir das von Cäcilien hinterlassene Schreiben zu lesen gab.

»Verzeiht mir,« hieß es, »daß ich ohne Eure Erlaubniß handle, da ihr sie mir verweigern würdet. Ich und Clamor haben Euch und seinen Eltern gehorsamt. Seit zwei Jahren waren wir getrennt. Außer den wenigen Zeilen, in denen er mir Lebewohl sagte, als er in das Feld ging, ist kein Wort von ihm zu mir gekommen. Jetzt ruft er

mich und ich gehe! Ich hatte an die Möglichkeit Tag und Nacht gedacht. Ich konnte ja nichts Anderes denken. Ich hatte Alles dafür vorbereitet, hatte an unsere Freundinnen, die den beiden Hospitälern in Altona vorstehen, geschrieben, und Magdalene gebeten, mich es wissen zu lassen, wenn sie das Geringste von Clamor erfahren sollte. Da kam die Nachricht von [233] dem Tage bei Fridericia. Sein Regiment war dabei gewesen, die Zeitungen meldeten, daß es schwer gelitten habe. Ihr habt meine Angst gesehen und getheilt. Zwei Tage hielt ich's aus, dann konnte ich nicht weiter. Ich ging in das Haus der Gräfin. Es war dort Alles in Verwirrung. Die Botschaft von des Grafen Tode war am verwichenen Abende eingetroffen. Ich fragte, ob man Nachricht von dem Lieutenant Marville habe? Man verneinte es, und ich hörte dabei, daß Frau von Marville schon seit mehreren Wochen, ebenso wie der General, bei ihrer Tochter wären. Ich schrieb auf meine Karte, daß ich Frau von Marville anflehe, es mir mitzutheilen, wenn sie von ihrem Sohne Kenntniß erhielte, und schickte sie ihr hinein. Sie ließ mich zu sich bitten. Sie wußte nichts von ihm, aber sie umarmte, sie, meines Clamor's Mutter, küßte mich in Thränen gebadet. Der General war nach Holstein gegangen, die Ueberführung der Leiche nach Berlin und nach der Berkow'schen Familiengruft auf den preußischen Gütern zu veranlassen. — Es war Nachmittag. — Zu Hause fand ich einen Brief von Magdalenen. ›Heute‹, so schrieb sie mir, ›ist Clamor in der Frühe schwer verwundet zu uns gebracht [234] worden. Ein Schuß durch die linke Schulter, der die Lunge gestreift hat. Der Fall ist nicht hoffnungslos, aber schwer und bedenklich durch großen Blutverlust. Wir sollten Dir's melden. Er verlangt nach Dir. Komm sofort, wenn Du kannst! Ich sorge, daß man Dich einreiht.‹ — Es lag Alles für den Fall bereit, ich habe Alles, was ich brauche und ich gehe. Verzeiht es mir! Ich kann nicht anders! Ich gebe Euch Nachricht, sowie ich dort bin! In all' meiner Angst und Pein ist mir besser als die Jahre her! Verzeiht mir und lebt wohl!

Das war die ganze Cäcilie. Die Mutter selber konnte nicht

anders, als sie bewundern; aber die angstvolle Ungeduld, mit welcher sie auf die Nachrichten von ihrem Manne wartete, wuchs von Stunde zu Stunde; und sie ließen lange auf sich warten, sie langten erst verspätet an. Die tiefe Ergriffenheit, mit welcher der Kommerzienrath geschrieben, klang aus jedem Worte wieder.

»Cäcilie hatte,« wie er meldete, »Dank den Maßnahmen ihrer Altonaer Freundinnen sie ohne Hinderniß erreicht, hatte sofort die Tracht der Krankenpflegerinnen angelegt und ihre Stelle an des Geliebten Lager eingenommen. Einen Tag und eine [235] Nacht hindurch war sie bereits in seiner Nähe, als der General in dem Hospitale eintraf und zu seinem Sohne geführt wurde. Er hatte Cäcilie nie gesehen. Ganz mit seinem Sohn beschäftigt, hatte er die dienende Schwester neben ihm eben nur so viel beachtet, als es sich von selbst gebot. Er hatte sie um ihren Namen nicht gefragt, sie hatte also keinen Anlaß gehabt, sich ihm zu nennen. Clamor's Zustand war gefährlich. Er hatte heftiges Fieber, phantasirte lebhaft, rief nach Cäcilie und schien sie in einem lichten Augenblicke auch erkannt zu haben, denn er hielt ihre Hand fest in der seinen und suchte sie ängstlich, wenn er sie in seiner Unruhe einmal losgelassen hatte.

Der Kommerzienrath war später, als er es erwartet hatte, nach Altona gekommen, da die Züge durch die Transporte für militärische Zwecke unterbrochen worden waren. Die Stadt war von Truppen, von Kranken überfüllt, in den Gasthöfen kein Unterkommen. Er verlangte die Tochter noch am Abende zu sehen, man verweigerte ihm, da er nicht dafür legitimirt war, der späten Stunde wegen, den Eintritt in das Hospital. Er mußte, ohne sie gesehen zu haben, bis zum nächsten Tage nach Hamburg zurückkehren.

Am andern Morgen besuchte der General, dem [236] man um seiner Uniform willen den Einlaß schon in der Frühe gewährte, abermals den Sohn, der noch immer nicht bei Bewußtsein war. Seine Pflegerin saß wie am verwichenen Tage bei ihm. Er fragte, ob sie auch die Nacht bei ihm gewesen sei. Sie bejahte es und gab ihm

Auskunft. Magdalene war vorsorgend und vorsichtig dazu gekommen, als sie den General neben der Freundin gesehen hatte. Er konnte nicht in Zweifel darüber sein, daß die Pflegerin seines Sohnes, wie die Mehrzahl der Wärterinnen, der freiwilligen Krankenpflege angehöre, und wie er ihr für die Sorgfalt dankte, die sie seinem Sohne angedeihen ließ, hatte er sie gefragt, ob sie schon andere so schwer Verwundete gepflegt habe. Da hatte Cäcilie ihrer Natur nach ihn nicht im Ungewissen lassen können über sich.

»Nein, Herr General, es ist der erste Verwundete, den man mir anvertraut hat. Ich bin erst gestern in der Frühe von Berlin hiehergekommen,« sagte sie, »ich bin Cäcilie Wollmann.

»Fräulein Wollmann!« wiederholte der General im höchsten Grade überrascht, als Magdalene, der Freundin zu Hülfe kommend, sagte: »Wir haben das Fräulein hierher gerufen. Ihr Herr Sohn hatte ver[237]langt, daß wir ihr seine schwere Verwundung melden und sie bitten sollten, zu ihm zu kommen, und er hat, so lange er bei Bewußtsein gewesen ist, sie mit solcher Angst ersehnt, daß wir nicht angestanden haben, sie um ihr Kommen anzugehen. Er ist wesentlich ruhiger geworden, seit sie bei ihm ist.

Der General schwieg.

»Und uns zu benachrichtigen, hat er sie nicht aufgefordert? Nach mir, nach seiner Mutter hat er nicht verlangt?« erkundigte er sich mit zweifelndem und vorwurfsvollem Tone.

»Nein, Herr General!« hatte ihm Magdalene mit aller ihr eigenen Bestimmtheit geantwortet und dann, klug wie immer, um des Vaters Mißempfindung zu besänftigen und sie von der Freundin abzuwenden, rasch hinzugefügt: »Daß Sie benachrichtigt werden würden, des war er ja sicher!«

Der General preßte die Lippen zusammen. Es waren peinliche Minuten. Magdalene hatte sich geflissentlich entfernt.

»Wie sind Sie hierher gekommen?« fragte endlich der General, »die Züge waren überfüllt.«

»Ich fand keine Schwierigkeiten,« entgegnete Cäcilie. »Ich hatte das Schreiben der Lazarethvor[238]steherin, das mich hierher rief.

Darauf ward ich ohne Weigerung befördert.«

»Und Ihr Herr Vater ist ja wohl in der Bahnverwaltung!« meinte der General.

»Ich bin allein und ohne Wissen und Erlaubniß meiner Familie hierher gegangen, denn sie würde es nicht zugegeben haben. Mein Vater aber ist mir hieher gefolgt, doch habe ich ihn noch nicht gesehen. Er war gestern im Hospital zu später Stunde und hat mir die schriftliche Weisung hinterlassen, daß er heute wiederkehren werde.«

Und noch einmal schwieg der General. Cäciliens ruhige Sicherheit verfehlte ihres Eindrucks nicht auf ihn. Er war der Mann, einen solchen Frauencharakter zu würdigen und zu achten. Er zweifelte nicht daran, Helmina von Waldern wäre für ihn dereinst des gleichen Entschlusses fähig gewesen; und die Tracht der Pflegeschwestern, in der ich Cäcilie später malte, stand ihr ganz vortrefflich. Er mochte sie mit seines Sohnes Augen sehen. Dennoch hatte er einen schweren Kampf in sich zu kämpfen. Was er in diesem Augenblicke that, war bindend für die Zukunft, warf all' sein Planen und sein Wollen nieder, für den Fall, daß ihm der Sohn erhalten blieb; und welcher Mann [239] verzichtet gern auf die Erfüllung reiflich erwogener, lang gehegter Wünsche und so leicht zu erfüllender Hoffnungen! Clamor hatte nur zu wählen unter den Töchtern der ältesten Adelsfamilien, wenn er genas.

Wenn er genas! — Der General blickte auf den Kranken hin. Clamor's Augen waren eingesunken und geschlossen, das dunkle Lockenhaar hing wirr um seine Schläfen, seine Wangen brannten im Fieber. — Es war sein einziger Sohn, und Dora hatte ihren Mann verloren! — Nur leben, nur ihm erhalten bleiben sollte Clamor! Er und Clamor's Mutter und Cäcilie waren ja eines in dem Wunsche! — Und das Mädchen hatte schnell und groß entschieden.

»Sie dachten, Sie überlegten nicht,« fragte er, während er Cäcilie mit prüfendem Sinnen betrachtete, »welch' einen Schritt Sie thaten, daß Sie Ihre Eltern ängstigten, daß Sie Ihren guten Namen, Ihren Ruf —«

»Ich hatte an nichts zu denken, als an Clamor's Ruf! Er rief mich, und ich ging! Wie konnte ich auch anders!« wiederholte sie ruhig und still in sich gefaßt.

Er stand gedankenvoll ihr gegenüber. Wie mußte Clamor sie lieben, daß er nur nach ihr verlangt hatte! [240] Wie konnte er jemals sie verlassen, die so zu ihm gehalten, Alles gering geachtet hatte neben dem Willen des Geliebten, neben ihrer Liebe?

»Ihr Vater,« sagte der General, »wird gekommen sein, Sie heim zu holen.«

»Gewiß aber ich werde nicht gehen, Herr General! Clamor hat mich nach zwei Jahren schmerzlichsten Entbehrens zu sich gefordert, da er zu sterben glaubt. Man hat mir jetzt seine Pflege anvertraut. Mein Platz ist hier. — Ehe er nicht genesen ist, denn Gott wird geben, daß wir ihn erhalten, eher gehe ich nicht von ihm! Und,« die Thränen erstickten ihre Stimme, aber sie nahm sich zusammen und sagte: »ist es anders beschlossen, dann —«

Der General hatte ihre beiden Hände ergriffen, auch seine Augen waren feucht geworden.

»Verlassen Sie sich auf mich!« sagte er. »Man soll Sie nicht von ihm entfernen, Sie sollen bei ihm bleiben, hier, bei ihm, bis wir, ich und Sie, ihn nach Hause zu seiner Mutter bringen können. Aber schonen Sie sich! schonen Sie sich! Sie sind solcher Anstrengungen sicher nicht gewohnt! Sie müssen doch bei ihm und gesund sein, wenn Clamor zur Besinnung kommt.«

[241] Er hatte ihre Hand noch in der seinen. Das Herz wallte ihr auf, sie küßte ihm die Hand. Wie ihre Liebe das Mutterherz gewonnen hatte in der gemeinsamen Sorge, so überwältigte ihre sanfte Energie nun auch den Vater und sein ehrgeiziges Planen. Er wehrte sich nicht länger gegen seine bessere Natur, und mit dem Adel, der ihm angeboren war, sich zu ihr neigend, warnte er: »Ruhig, ruhig, Kind! Denken Sie an Ihre Eltern, an Clamor, an uns Alle! — Aber wo finde ich Ihren Vater? Ich will zu ihm fahren. Er soll Sie hier lassen, ich will ihn bitten, daß er meinem Sohne Ihre Pflege gönnt. Ich hoffe, er kann in Ihrer Nähe bleiben, da mich

meine Pflicht zu meiner armen Tochter ruft. — Leben Sie wohl für jetzt! Bewahren Sie den guten Muth, Clamor kommt mir ruhiger vor, und er ist ja jung und kräftig! Der Himmel wird ihn uns erhalten. Und Dank mein Kind, Dank, daß Sie gekommen sind.«

Er drückte ihr fest die Hand, als er von dannen ging; und ihre Thränen, die Thränen des Schmerzes und der Freude, flossen nieder auf des Geliebten Haupt.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Wie ein Gewitter, das verwüstend, aufklärend, und seinen reichen Segen bringend über das Land zieht, waren die Ereignisse dieser Tage über die beiden Familien hereingebrochen und vorübergezogen, und sie hatten mich nahe genug berührt.

Die beiden Väter, beide praktische Leute und Ehrenmänner, wie es keine besseren gab, hatten sich an dem entscheidenden Tage schnell zurecht und zusammen gefunden. Beide hatten sie Altona verlassen müssen. Der General, weil der Tod und die Beerdigung des Grafen ihn zu den Seinen riefen; der Kommerzienrath, weil die kritischen Zeiten seine Rückkehr zu seinen Geschäften nothwendig machten. Und da Leonhard's Befinden keine besondere Pflege mehr erforderte, war man übereingekommen, daß seine Mutter [243] sich nach Altona begeben sollte, um für alle Fälle in der Nähe ihrer Tochter zu sein, während man es als ein sich von selbst Verstehendes annahm, daß ich bei Leonhard bleiben müsse, so lange ihn noch ein Rest von Schwäche an das überstandene Fieber mahnte, und seinen Aufenthalt im Gebirge wünschenswerth machte.

Clamor's Zustand blieb lange unentschieden und gefährlich, da die verletzte Lunge sich entzündet hatte; aber seine ungebrochene Jugend trug den Sieg davon, und das Glück, Cäcilie wiederzusehen und sie nun die Seine nennen zu dürfen, kam seiner Genesung zu Hülfe. Nur die Beweglichkeit des Armes blieb noch gehemmt. In den Dienst einzutreten, daran konnte er zunächst nicht denken, und da auch seine Brust der Schonung noch bedurfte, hatten die Aerzte

einen Aufenthalt im Süden für ihn angerathen, bei dem seine Mutter ihn mit der Gräfin zu begleiten versprach, da man für diese eine heilsame Zerstreuung durch den Ortswechsel erwartete. Indeß Clamor wollte sich nicht auf das Neue und für so lange Zeit von seiner Braut entfernen. Er bat deshalb die künftigen Schwiegereltern, ebenfalls über die Alpen zu gehen. Dagegen machte der Kommerzienrath Einwendungen. Er war [244] mit den Seinen schon mehrmals in Italien gewesen, hatte auch keine Neigung, sich einer so großen Karawane anzuschließen; so kam man denn endlich überein. daß Frau von Marville zeitig mit ihren Kindern nach Italien gehen, und die Kommerzienräthin mit Sohn und Tochter ihnen nachkommen solle, wenn die kältere Jahreszeit für Leonhard keinen Rückfall in das Fieber mehr befürchten ließ.

Als dann die Zeit herangekommen war, in welcher Leonhard die Schweiz verlassen und gen Norden gehen sollte, um bis gegen Weihnachten hin mit den Seinen in seinem Vaterhause bei seinem Vater zu verweilen, sprach er mir lebhaft den Wunsch aus, daß ich mich im Winter mit ihm, und damit in gewissem Sinne auch mit der ganzen Reisegesellschaft wieder in Rom zusammenfinden, und später eine gemeinsame Tour mit ihm allein nach Sizilien machen sollte. Davon konnte aber, obschon ich jetzt die Mittel dazu hatte, für mich die Rede nicht sein. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß für mich im Besonderen, das heißt für meine Art und Weise die Dinge anzusehen, in Italien künstlerisch nicht viel zu holen und zu gewinnen war. Ich hatte in den letzten Monaten, seit ich mit Leonhard so plötzlich von Rom aufgebrochen war, viel Zeit verloren, [245] und ich durfte meinen Vorsatz mit gutem Gewissen nicht weiter hinausschieben, in Holland und in Paris die mir angemessenen Vorbilder aufzusuchen, an denen ich mein eigenes Können zu vergleichen und zu vervollkommnen gedachte. Die zwingende Selbstsucht, ohne die kein schaffender Mensch im Stande ist, sich in zeitweiligem völligem Absehen von allem Andern und von allen Anderen, in seiner Kunst zur Meisterschaft zu bringen, diese Selbstsucht, die ein nie fehlendes Zeichen des wahren

künstlerischen Berufes und eine seiner Kräfte ist, regte sich zur rechten Zeit in mir. Sie erleichterte es mir, dem Verlangen des Freundes zu widerstehen.

Ich wollte und mußte mir einen Namen machen, der mitzählte in der Welt. Es war nicht genug, daß ich Maler geworden war, ich mußte ein Meister werden weil ich fühlte, daß ich das Zeug dazu hätte; und wenn ich mich über die Entschlossenheit freute, mit der ich mich von dem werthen Genossen trennte, mußte ich mir daneben doch im tiefsten Innern eingestehen, daß die Scheu, der Gräfin zu begegnen, nicht ohne Einfluß auf mein Handeln war.

Jeder Brief, den Leonhard von seiner Mutter, von Cäcilie oder von Clamor erhielt, störte mein [246] Gleichgewicht. Ich wollte den Inhalt kennen, und was ich dann erfuhr, nahm mir die Ruhe. Ich konnte nicht arbeiten, wenn Cäcilie in ihrer enthusiastischen Weise es schilderte, wie schön Dora in ihrer Trauerkleidung sei, wie blendend weiß ihre Stirn hervorleuchte unter der Schneppe ihrer Trauerhaube. Es ließ mir keinen Frieden, wenn sie erzählte, wie die Gräfin gleich einem müden Kinde Alles willenlos an sich vorübergehen und über sich ergehen lasse, und wie es ihr trotzdem bisweilen vorkomme, als traure Dora um den Grafen nicht, wie man um den Mann trauern müsse, mit dessen Tode das eigene Leben zu Ende sei.

»Sie hat gewiß,« schrieb Cäcilie einmal, »eine schöne, friedliche Ehe mit dem Grafen geführt, und er war ja ein vortrefflicher Charakter, ein schöner, liebenswerther Mann. Alles, was sie von ihm erzählt, ist ihr liebevoll in's Herz gewachsen, sie vermißt ihn offenbar recht sehr; aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie mit ihren zwanzig Jahren die eigentliche Kraft ihres Herzens noch nicht kennt. Eine Liebe wie die unsere, darin stimmt mir Clamor bei, hat sie für den Grafen nicht gefühlt. Sie war zu jung dazu. Und jung, schön, reich, wie sie es ist, wird der General sicherlich an ihr noch einmal eine [247] ebenso glänzende zweite Heirath erleben, als die erste es zu seiner Befriedigung gewesen ist. Ich wünsche meinem Schwiegervater, da ich ihn sehr

liebe und verehre, irgend ein fürstlicher Herr entschädigte ihn dafür, daß meine schönen Augen ihn um seine Hoffnungen für Clamor betrogen haben; und denke Dir, wie gut mich's kleiden würde, zu sagen: »mein Schwager, der Fürst! Ich stehe ganz auf Seiten des Generals, unter einem Fürsten thun wir's mit Dora nicht.«

Das war Alles gut, klang Alles heiter, aber für mich hörte es sich anders an, und ich wußte, wohin ich zu gehen hatte und wohin nicht.

Im Spätsommer trennte ich mich am Rhein von Leonhard. Er ging zu den Seinen, ich den Rhein hinunter nach den Niederlanden, und mit Ernst und Lust an's Studiren und an's Schaffen. Das Land, die Luft, die Menschen, und meine Vorbilder, die alten Niederländer, waren das was ich erwartet hatte, was ich brauchte. Der Kommerzienrath hatte mich mit guten Empfehlungen versehen, ich fand Eingang in die Gesellschaft, fand unter den Künstlern Studiengenossen und frühere Bekannte, ich war zufrieden und meines Entschlusses froh.

Aber als die Storchnester leer wurden auf den [248] Firsten der Häuser in den Dörfern, als dann die Schwalben sich sammelten und gen Süden zogen, die wilden Gänse von Norden kamen und die Kraniche ihnen folgten, kam es über mich, als gehörte ich mit zu ihnen, als müsse ich auch mit fort. Denn nun waren sie schon dort, Frau von Marville und Clamor und die Gräfin, dort, wohin die Wandervögel zogen — und wohin ich gehen konnte, wenn ich's wollte. — Ich blieb bei meiner Arbeit.

So lange es einigermaßen sonnig und grün gewesen war, hatte ich mich im Haag aufgehalten. Im Herbste, als die Wollmann's sich zu ihrem Römerzuge rüsteten, war ich in Antwerpen. Zu lernen war dort mehr als irgendwo für mich, aber wenn des Spätherbsts schwere Nebel mir das Malen zu guter Tageszeit verhinderten, wenn die Sonne wie ein verlöschender Mond am Himmel stand, wenn Schnee, vom Rauch und Qualm gefärbt, in stumpfem Grau die Straßen und Dächer bedeckte und die schönen Linien der Architektur und der Statuen in widrige Formlosigkeiten

verwandelte, wenn Abends die Dünste aus dem Wasser und aus den Kanälen emporstiegen, daß das Licht der Laternen und die schönen Ausstellungen der Magazine nur in matter Gebrochenheit sichtbar wurden, [249] dann flog es mir bisweilen wie ein Riß durch die Brust. Gleich einem Klang aus ferner Zeit zog ein seliges Erinnern an den Süden und an seine Sonne und an seine Farbenschönheit mir durch den Sinn, an den Süden, den ich nicht genug geachtet und geschätzt hatte, als ich in ihm gelebt.

Ich konnte es mir mit quälender Deutlichkeit vorstellen, wie sie Arm in Arm durch die blühenden Gärten des Monte Pincio gingen — Clamor und Cäcilie! — Wenn ich es wollte, konnte ich in wenig Tagen bei ihnen sein. Ich konnte an Dora's Seite wandeln, mich der Bewunderung erfreuend, die ihre Schönheit in der Wittwentracht erregte. Wenn ich es wollte! —

Aber ich blieb. Ich wollte arbeiten, wollte vergessen. Und was hatte ich denn zu vergessen, als eine kindische Phantasie, als eine Jugendliebe und einen flüchtigen Augenblick, als ein thörichtes Hoffen!

Ich war kein Jüngling mehr, als ich nach Holland ging. Ich hatte mein siebenundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, ich mußte Ernst machen mit mir selber und mit dem Vergessen meiner Träume, und ich that's.

Ich schrieb durch lange Zeit weder an Frau von Marville, noch an meinen Freund, auf die Gefahr hin, [250] ihnen undankbar zu scheinen. Meine Zukunft sollte mein Rechtfertiger vor ihnen sein; und da ich mich ausschließlich an die Stunde und den Tag hielt, entlockte ich ihnen, was sie mir zu bieten hatten.

Ich blieb ein Jahr lang in den Niederlanden, zwei Jahre in Paris. Ich machte aus mir, was ich meiner Natur nach eben aus mir machen konnte, und was ich geworden bin. Meine Arbeiten fanden Anklang bei den Künstlern, Beifall und Käufer unter den Liebhabern. Ich hatte mehr Aufträge und Anfragen, als ich befriedigen konnte, mehr Geld, als ich zu gebrauchen geneigt war. Da ich Freude an meiner Arbeit hatte, gewann ich sie an mir selber

und an meinem Leben. Paris war mir sehr in's Herz gewachsen. Seine Gesellschaft, seine Frauen beschäftigten mich angenehm, und ich war, was man einen gemachten Mann nennt, als Leonhard Jahr und Tag nach Cäciliens Verheirathung für einen längeren Aufenthalt ebenfalls nach Frankreich kam.

Wer ehrlich gegen sich und Andere ist, wird es nicht leugnen können, daß es ihm einmal Vergnügen gemacht hat, Denjenigen, die ihn mittellos und unbeachtet, die ihn in geringen Verhältnissen gekannt haben, darzuthun, was er aus sich gemacht hat. So [251] empfand ich neben der Herzensfreude, den besten meiner Freunde nach langer Trennung wiederzusehen, eine große Genugthuung darüber, als er mich in meinem schön ausgestatteten Atelier aufsuchte, als ich ihn in das hübsche kleine Entresolquartier einführen konnte, in dem ich ein paar Zimmer inne hatte. Es sah jetzt anders bei mir aus, als in der öden Stube, in welcher ich in Berlin gemalt, und in der Kammer daneben, die meine Wohnung gewesen war. Ich genoß es dreifach, wenn die französischen Meister, zu deren Werkstätten ich den Freund geleitete, mich mit ihrem herzlichen und kameradschaftlichen: »Mais bon jour, mon cher!« begrüßten; wenn Goupil mich in seiner Kunsthandlung mit der Frage empfing, ob ich denn für ihn nichts hätte? und wenn man mich in der Gesellschaft in einer Weise vorstellte, die es darthat, daß der Name Kronau, wenn er den französischen Lippen auch hart ankam, doch einen guten und bekannten Klang gewonnen hatte. Und, sagte ich mir manches Mal im Stillen, Leonhard hat mich nicht einmal gesehen in unserem Hof, nicht gesehen in den großen Stiefeln und in dem verwünschten langen Rock mit seinen langen Aermeln.

Wenn ich mit Leonhard zusammen war, der freu[252]dig an meinem Wohlergehen theilnahm, weil er selber ein tüchtiger Künstler geworden, kamen mir oftmals die Byron'schen Worte in den Sinn: »A change came over the spirit of my dream!« (Ein Wechsel kam in meines Traumes Geist.) Ohne daß ich es wünschte und wollte, kam er naturgemäß immer auf die Menschen und den

Lebenskreis zurück, die er eben erst verlassen hatte. Von ihnen zu hören, ohne daß die alten Erinnerungen und die alte Zuneigung zu ihnen in mir rege wurden, war nicht möglich; und bald und immer lebhafter tauchte in mir der Wunsch auf, auch sie einmal so wie Leonhard hier in Paris zu haben, ihnen namentlich meiner Pathin, zu zeigen, wie gut es mir ergehe, und der liebenswürdigen schönen Gräfin zu beweisen, daß der Tölpel, dem sie dereinst so mitleidig beigesprungen war, ihrer kindlichen Theilnahme wirklich werth gewesen.

Es war ein Jahr nach dem Staatsstreich, als ich wieder mit Leonhard zusammenkam. Paris hatte sich von seinem Schrecken erholt, das Kaiserreich war proklamirt und lockte die Vergnügungssüchtigen zu seinen glänzenden Festen. Eines Tages, als das nahende Frühjahr die Stadt in all' ihrer fröhlichen Beweglichkeit zeigte, spazierten wir unter den Lustwandelnden [253] im Boulogner Gehölz, und während wir uns unwillkürlich zu einem vergleichenden Rückblick auf die Heimat gewiesen fanden, machte ich die Bemerkung, daß es schön sein würde, hätte man die werthen Menschen einmal hier im Gehölz, mit denen man sonst im Thiergarten zu gehen gewohnt gewesen war.

»Dazu ist wenig Aussicht!« meinte Leonhard. »Mein Vater ist nicht mehr reiselustig, und wenn er seine Badekur abgemacht hat, bleibt er gern auf unserem Landsitz, den er wirklich so verschönert hat, daß Du Dich wundern würdest. Die Mutter und Frau von Marville haben die längere Trennung von ihren Männern, welche die italienische Reise ihnen auferlegte, auch nicht mehr nach ihrem Geschmack gefunden. Der General geht damit um, Waldritten von einem Dorfe zu einem Flecken erheben zu lassen und ihm die Gerechtsame eines solchen zu verschaffen, und hat daneben das Vermögen der Tochter zu verwalten, das nach des Grafen Testament ein großes und völlig freies ist, wenngleich das Majorat an den jüngern Berkow gefallen ist, weil Dora keine Kinder hat. Clamor und Cäcilie sitzen wie die Turteltauben mit ihrem Jungen in ihrem Neste, und wenn er Urlaub bekommt, so geht es regelmäßig und

wie es sich ge [254] bührt zu den Eltern nach Waldritten, und von Dora's Reisen ist die Rede nie gewesen.

Zum ersten Male fragte ich, weil ich mich meiner sehr gewiß fühlte, ob sie den Tod des Grafen verschmerzt und wieder Lust am Leben gewonnen habe.

»Da fragst Du mich zu viel!« entgegnete er. »Ich habe mich mit der Gräfin in den drei Jahren, seit denen ich sie durch Cäcilie näher kenne, nicht um eine Linie näher zusammen finden können, denn sie hat es gar kein Hehl, selbst gegen Cäcilie nicht, daß ich ihr nicht sympathisch bin. Es ist so etwas zwischen uns, wie zwischen Gretchen und Mephisto. Ich bin ihr nicht ernsthaft, meine Sitten sind ihr nicht streng genug, mein gelegentlicher Scherz gefällt ihr nicht, ist ihr zu leichtfertig; und ich für mein Theil weiß mit dieser gräflichen Unschuld vom Lande, die doch anderthalb Jahre Berkow's Frau gewesen ist, auch nichts anzufangen, wenn ich ihre Schönheit immer und immer wieder bewundert habe.«

Es ging mir wie der Gräfin. Auch mir gefiel Leonhard in diesem Augenblicke gar nicht.

»Ist sie viel in Berlin?« erkundigte ich mich.

»Ich sagte Dir schon neulich,« entgegnete er, »daß sie eigentlich sehr wenig bei den Eltern ist. Sie [255] ist auch darin eine sonderbare Frau. Sie hat sich in den Gedanken eingelebt, daß man, wenn man nicht glücklich sei, wenigstens frei sein, und wenn man seinen Herrn und Meister verloren habe, sein eigener Herr sein müsse. Das hört sie natürlich zu sein auf, sobald sie in Waldritten ist; und obschon ein ganzes Korps von Männern sie umschwärmt, von denen Jeder sehr bereit sein würde, ihr Herr und Meister zu werden und sie glücklich zu machen, blüht sie bis jetzt in ihrer gebenedeiten Einsamkeit gelassen fort, was Cäcilie wahrscheinlich darum so sehr bewundert, weil ihr Temperament einer solchen Beschaulichkeit durchaus nicht fähig wäre.

»So stehen also die beiden Frauen einander nahe?« fragte ich weiter.

»Sie sind ein Herz und eine Seele und,« setzte Leonhard hinzu,

»das Auffallendste ist dabei, daß Cäcilie, die ja sehr viel klüger als die Gräfin ist, sich deren kindlichem Gemüthe, das ist der Kunstausdruck, mit Bereitwilligkeit unterordnet, wenn Clamor es nicht hindert. Sie behauptet, die Gräfin treffe mit nie irrender Sicherheit immer das Rechte. Sie traut ihr eine Selbstbeherrschung, eine Entschiedenheit des Handelns, eine Charakterstärke zu, die sie, wie ich ver[256]muthe, hellseherisch errathen, da die Gräfin bisher, meines Wissens nach, von all' diesen Tugenden noch keinen Beweis geliefert hat. Kurz, es ist ein ganz überspanntes Verhältniß zwischen den beiden Frauen, das aber bald in sein rechtes Geleise gelangen wird, wenn einmal der Rechte kommen und die selbstherrliche Freiheit der Gräfin in den Armen eines neuen tüchtigen Herrn und Meisters ihr vernünftiges Ende finden wird. Der neue Kaiser fuhr vorüber, alle Augen, auch die unseren, wendeten sich seinem Wagen zu. Von der Heimat war nicht mehr die Rede, und da ich erfahren, wie es dort mit den mir werthen Menschen stand, fragte ich in der nächsten Zeit auch weiter nicht nach ihnen. Indeß, wenn ich bei meiner Arbeit in der Werkstatt war, betraf ich mich bisweilen auf allerlei Gedanken an Berlin. Ich hatte es seit fünf Jahren nicht gesehen, war seit fünf Jahren fern vom Vaterlande gewesen und es hatten sich dort Zustände herausgebildet, die ich dort noch nicht gekannt hatte. Preußen war ein absolut regierter Staat gewesen, als ich nach Italien gegangen war, die Revolution, ein Krieg, eine Neugestaltung der Verfassung waren über das Land gegangen und eingeführt worden, und ich [257] mußte mir eingestehen, daß ich halbwegs ein Fremder in der Heimat geworden sei. Es kamen mir Bilder, Photographieen, Kupferstiche mit der Schilderung von Volksszenen zu Gesichte, wie sie nicht möglich gewesen waren vor fünf Jahren. Aber freilich, fünf Jahre waren auch eine lange Zeit! Was hatte ich in ihnen nicht Alles erlebt! War ich doch selber auch ein Anderer geworden. Je weiter das Jahr fortschritt, je freundlicher und blühender Paris sich zeigte, desto öfter dachte ich daran, daß das Grünen und Blühen nun auch bei uns beginne; und wie der Mai herankam, ein ungewöhnlich heißer

Mai, meinte ich zum ersten Male zu bemerken, daß mir die Luft zu schwer sei in der Stadt. Ich fühlte Kopfschmerzen. Die hatte ich freilich sonst auch beim Beginn der warmen Jahreszeit gehabt, aber ich hatte sie nicht beachtet, so lange ich auf meine Ausgaben noch große Rücksicht nehmen mußte, und nicht hatte kommen und gehen und reisen können nach Belieben. Jetzt fand ich, daß es mir vor den Augen flimmerte, daß ich allzu viel gearbeitet hatte und daß ich eine Pause machen müsse.

Ich sprach mit Leonhard, mit meinen anderen [258] Freunden von Reiseplanen, von einem kurzen Ausflug, längstens von einer Entfernung bis zum Winter Man fand das so sehr in der Ordnung, daß es mich an das Vorhaben fester band, als ich's gewesen war. Leonhard übernahm mein Atelier, das er mir sehr beneidet hatte, ich brach meine Zelte für die Wanderschaft ab. Der Tag meiner Abreise wurde festgesetzt, aber ich hatte mir selber so wenig klar gemacht, wohin ich eigentlich zu gehen wünschte, daß an dem Mittag vor der Abreise, an dem wir mit unserer gewohnten Gesellschaft bei Tische saßen, einer der Genossen mich fragen konnte: »Und wohin gehen Sie denn eigentlich?«

»Nun zunächst doch in jedem Falle nach Berlin!« entgegnete Leonhard an meiner Statt.

»Ja, nach Berlin!« wiederholte ich — und ich athmete tief auf, als komme nach heißem, dürrem Wege ein Strom frischer Seeluft mir entgegen. »Zunächst natürlich nach Berlin!« sagte ich noch einmal.

Ich hätte Leonhard um den Hals fallen können. Nun hatte ich, was ich wollte, und hatte die Entscheidung doch nicht selbst getroffen. Er hatte das Wort ausgesprochen, hatte es als selbstverständlich angesehen, daß ich wieder nach Berlin ging; und ich [259] wollte, ich mußte auch durchaus dorthin. Ich mußte doch meinen alten Meistern meine Arbeiten, meine Studien zeigen. Ich wollte einmal als ihresgleichen neben ihnen stehen, und ich wollte auch die Menschen wiedersehen, die mir doch die Liebsten und die Nächsten waren in der Welt.

Mit Namen nannte ich sie nicht — nicht einmal in meinem stillen Herzen. Aber ich war hoffnungsselig, als ich den Wagen bestieg, als hätte ich noch nie eine Reise angetreten. Ich hatte es nie geglaubt, daß ich Paris mit solcher Leichtigkeit, mit solcher Lust verlassen könnte. Ich mußte nach Berlin.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Ein Emporkömmling ist ein Thor, wenn er die Menschen vergessen machen will, daß er aus geringen Anfängen es zu etwas gebracht hat. Er ist ein schwacher Kopf, wenn er es nicht erlernt, sich nicht immer auf das Neue über Dasjenige zu verwundern, was er errungen und als ein ihm zu Recht Gebührendes zu genießen hat. Aber wenn ich aus mir selber heraus auf Andere schließen darf, so ist ein halbwegs gescheidter und gebildeter Emporkömmling ein glücklicher Mensch. Denn wir besitzen das Selbsterworbene mit ganz anderer Empfindung als das Ererbte; das langsam von uns selbst Zusammengebrachte hat für uns auch seine historische Bedeutung und vielleicht eine noch [261] höhere, als der von Altvordern, die wir nicht kannten zusammengebrachte und auf uns gekommene Besitz. Sogar die harmlos fröhliche Eitelkeit des Emporkömmlings, die immer eine Weile anhält, ist eine Genugthuung und ein Genuß, welche der in Reichthum und Vornehmheit Geborene nicht kennen kann, und um die er den Emporkömmling, wie ich glaube, zu beneiden hat.

Der Meister der geschriebenen Genremalerei, der dänische Dichter Andersen, der mir in Italien begegnet und mein Freund geworden war, weil wir mit gleichem Auge das Große in dem Kleinen sahen, erzählt eine Geschichte von einem kleinen Mädchen, das zum ersten Male schön geputzt vor seinen Spiegel tretend, in die Worte ausbricht: »Was werden jetzt die großen Hunde von mir sagen?«

Was werden jetzt die großen Hunde von mir sagen? dachte ich

auf meine Weise innerlich, als ich auf dem Bahnhof in Berlin dem Droschkenkutscher die Weisung gab, mich in einen der ersten Gasthöfe zu fahren, als der schnell bereite Hausknecht mein elegantes, reichliches Gepäck beflissen die stattliche Treppe hinauftrug und ich den Namen Helmar Kronau mit der [262] Zuversicht in das Fremdenbuch einschrieb, man werde es wohl wissen, wer Helmar Kronau sei.

Es war ein schöner, warmer Juniabend. Ich hatte mein Abendbrod genommen und trat auf den Balkon hinaus. Der Mond beleuchtete die große Masse des alten Schlosses. Die Bronzeverzierungen der Kuppel glänzten hell, das Wasser der Spree floß glitzernd unter den weiten Bogen der Brücke langsam hin. Man hatte nicht eben weit zu gehen von der Kaserne, in der ich einst drei Jahre lang gewohnt, bis zu dem Gasthof, von dessen Balkon ich jetzt herniedersah; und doch — wie lang war er gewesen, der Weg von dort bis hieher zu dem Platze! — Es war ein schönes, ruhiges Erinnern.

Die Stunde war spät, aber ich konnte mir es nicht versagen, ich mußte noch einen Gang in's Freie, durch die Straßen machen. Still und einsam, wie sie vor mir lagen, waren sie mir doch belebt. Ich ging die Linden entlang, da lag das Vaterhaus des Freundes, das auch mir offen gestanden hatte und mir freundlich gewesen wie ein solches. Ich bog in die Wilhelmsstraße ein, ich wollte sehen, wo Clamor und Cäcilie wohnten. Es war ein neues, schönes Haus. [263] Es war viel neu entstanden, viel verändert in den Straßen. Und wie ich dann wieder, mich rückwärts wendend, unter den Linden auf dem Pariserplatze stand und hinaus schaute durch die Pfeiler des schönen Thores, den langen beleuchteten Weg hinab, den ich so manchmal im heißen Sonnenbrand in Reih' und Glied mit vollem Gepäck entlang marschirt, den ich so viel liebe Mal in später Nacht mit Leonhard und anderen fröhlichen Genossen aus seiner Eltern Landhaus kommend, zu meinem Bodenstübchen zurück gewandert war, da zog es mich hinaus in's mondbeschienene, duftige junge Grün und durch die stillen Gänge des Parkes wandernd, stand ich

nach kurzem Wege vor dem Hause, in dem sie wohnte.

Es war eine kleine Villa, ein schönes Erdgeschoß, ein niedriges Gestock darüber. Säulen trugen die offene Vorhalle, ein Eisengitter faßte den vorderen Garten ein. Ich war in früheren Jahren oft, wie oft! gleichgültigen Sinnes an dem Hause vorüber gegangen, ohne auch nur zu denken, wem's zu eigen sein möge. Jetzt war es ihr Besitz, jetzt — was half mir all'mein Sträuben, was half's mir, daß ich mich beschwichtigt und betrogen hatte für und für — jetzt schloß es all' [264] mein Glück und all' mein Leid, all' meines ganzen Lebens holdselige Thorheit in sich ein.

Ich schämte mich vor mir selber. Ich war so sicher gewesen, daß ich sie vergessen — nein! daß ich sie verschmerzen gelernt, weil sie eines Andern Weib gewesen, weil ich ihrer neben Anderen bisweilen auch vergessen hatte. Und nun ich hinübersah nach ihrem Hause, da war sie wieder da, die ganze, nie erloschene. reine Liebe meiner Jugend.

Das Haus war schon dunkel. Nur in dem mittleren Zimmer des oberen Stockwerks brannte noch die Lampe. Die Fenster standen offen. Ich sah die Vorhänge sich im Luftzug leise bewegen, sah die Farbe der Wände und die Rahmen der Bilder an denselben. Mich verbarg der Baumesschatten. Fast ohne zu überlegen, was ich that, stimmte ich ein Liedchen an, das ich auf der Landstraße während meiner Wanderzeit als Malergesell erlernt, und das ich ihr bei unseren Morgenspaziergängen in Waldritten zum Oefteren gesungen hatte, weil sie's gerne hörte.

Als ich den zweiten Vers anhub, sah ich eine weibliche Gestalt an's Fenster treten. Das war sie. Nun sah ich sie wieder — fern, mir unerreichbar — [265] aber ich sah sie doch! Die Stimme wollte mir versagen, indeß mich rasch bemeisternd, fuhr ich zu singen fort, indem ich mich tiefer und tiefer in den Park zurückzog, so daß die letzten Klänge nur aus der Ferne noch ihr Ohr erreichen konnten. Sie sollte ruhig schlafen!

Mehr als in dieser Stunde habe ich sie nie geliebt! —

Als ich dann eine Weile später, schweigend und still für mich

des gleichen Wegs zurückging, waren ihre Fenster dunkel und geschlossen. Das kleine Haus lag ruhig da. Es war kühl geworden. Der Thau ergänzte mondbeschienen auf ihrem Dache und auf dem Rasenplatz vor ihrer Thüre. Ich hatte Schön Rohtraut wiedergesehen. Nun war ich in der Heimat, ihr wiedergegeben und mir selbst; erst wieder ganz ich selbst!

Er hatte die Villa gezeichnet mit der Gestalt am Fenster, und sich im Baumesschatten lauschend. Die Villa ist heute noch dieselbe, nur durch kleine Anbauten unwesentlich verändert. Und so wie dieses Kapitel seinen Schmuck durch seine Federzeichnung hatte, so fehlte sie auch keinem der noch folgenden.

Dann ging der Text dahinter also wieder fort: [266] Glauben Sie nun, daß ich am nächsten Morgen zu ihr hinging? — Gott bewahre! — Der Helmar aus Waldritten, der gute, dumme Junge, hatte jetzt sein Theil gehabt; der Maler Kronau forderte, als der schöne Frühlingsmorgen ihm klug und klar in's Zimmer schien, nun auch sein Recht, und kam nun an die Reihe.

Das Rohtraut-Bild war seinerzeit von der Ausstellung in den Besitz einer der königlichen Prinzessinnen übergegangen, die mir damals den Wunsch hatte aussprechen lassen, meine Studien und mich zu sehen, wenn mein Weg mich wieder in die Heimat führe. Ich hatte mich bei ihr zu melden, hatte die Besuche bei meinen alten Lehrern und Gönnern abzustatten, hatte diejenigen meiner Kunstgenossen aufzusuchen, denen gleichzukommen mein Wunsch und Ziel gewesen war, und denen ich mich nun wohl zugesellen durfte, wie ihr Empfang es mir erfreulich darthat.

Darüber verstrich der Vormittag. Ich aß mit Freunden. Die Mahlzeit zog sich lange hin, und erst am Abend kam ich nach der Wollmann'schen Besitzung hinaus, in welcher Clamor und Cäcilie während der Sommermonate der Eltern Gäste waren. Wir fanden uns zusammen, als hätten wir uns gestern erst ver[267]lassen. Clamor hatte sich, wie seine Ehe mit Cäcilie, und sein Leben in und mit der Wollmann'schen Familie es natürlich machten, freier und vollständiger entwickelt, als es unter dem alleinigen Einfluß seines

Vaters vielleicht der Fall gewesen sein würde. Er hatte sich eine schöne, vielseitige Bildung angeeignet, manche Vorurtheile abgelegt. Er hatte Selbstständigkeit des Urtheils gewonnen; und da Cäcilie durch ihn und das Vorbild ihrer aristokratischen Schwiegermutter an ruhiger Haltung ihrerseits ebenfalls gewonnen hatte, konnte man sich kaum zwei Menschen denken, die besser zu einander paßten, einander besser ergänzten, als dieses glückliche Paar mit seinem schönen Knaben. Die gelegentlich hervorbrechende Freude über ihren Adel, das Wohlbehagen, mit welchem Cäcilie von ihrem Schwiegervater, dem General, von ihrer Schwägerin, der Gräfin, oder von »ihren jetzigen Verhältnissen sprach, hatten für mich etwas Belustigendes. Aber sie war so hübsch, so gut und so erfreut, mich, ihren einstigen Schützling, in günstiger Lage wiederzusehen, daß mir neben ihr wieder recht von Herzen wohl ward.

»Sie haben das Genie, immer zur rechten Zeit zu kommen,« rief sie mir fröhlich entgegen. »Seit [268] Wochen habe ich eben Sie hieher gewünscht. Sie müssen mir unsern Jungen für den Waldritter Großvater malen, damit sein Bild zu Zeiten hinkommt, wo er selber einmal hingehört. — Aber waren Sie schon bei der Gräfin? Weiß sie, daß Sie hier sind?«

Ich verneinte Beides, sie zeigte sich darüber verwundert. Ich berichtete, wie ich erst am verwichenen Abend nach Berlin gekommen, wie mir der Morgen hingeschwunden sei. Sie legte ein großes Gewicht darauf, daß ich Aussicht hätte, bei Hofe empfangen zu werden. Sie erzählte mir, daß sie natürlich vorgestellt worden sei, bemerkte daneben, daß sie dem und jenem von den Prinzessinnen beschützten Hülfsverein als eine der Vorsteherinnen mit angehöre, da sie den Segen freiwilliger Hülfeleistung in den Lazarethen an Clamor's Lager habe kennen lernen, und daß die Prinzessinnen sich immer sehr gnädig gegen sie bezeigten. »Die Gräfin, »setzte sie hinzu, »hat für das Vereinswesen nicht den rechten Sinn, sie muß in Allem für sich selber sein. Sie ist überhaupt eine eigene Natur. Wir haben sogar Noth, daß sie zu

Hofe geht, und das gehört sich doch.«

Während sie später mit mir den Garten durch[269]wanderte, mir die Verschönerungen zu zeigen, welche der Kommerzienrath vorgenommen und von denen schon Leonhard mir gesprochen hatte, kam sie noch einmal auf ihre Schwägerin zurück.

»Machen Sie nur, daß Sie bald zur Gräfin kommen«, sie nannte sie mit Vorliebe stets mit diesem Titel, »denn möglicherweise bleibt sie nicht mehr lange hier.«

Ich fragte, ob sie eine Reise zu machen denke.

»Nicht eigentlich eine Reise,« entgegnete Cäcilie, »wir möchten sie gerne überreden, wieder die Bäder von Landeck zu besuchen. Der General, meine Schwiegermutter und ihre einstige Gouvernante, die sie seit des Grafen Tode wieder zu sich genommen hat, rathen ihr ebenfalls dazu. So hoffen wir, daß sie uns nachgiebt, obschon das im Allgemeinen nicht ihre Sache ist.«

»Ist denn die Gräfin leidend?« erkundigte ich mich.

Cäcilie sah sich um, wir waren allein, und sich mit ihrer alten, kecken Geradheit zu mir wendend, sprach sie lachend: »Sie sind ja ein verständiger Mensch, mit Ihnen kann man also ehrlich reden. Für ihre Gesundheit hat die Gräfin gar nichts nöthig, sie ist gesund wie ein Fisch im Wasser! Aber einen Mann [270] muß sie wieder haben, und zwar bald. Sie kann doch mit ihren zweiundzwanzig Jahren und mit ihren Einkünften in keinem Falle Wittwe bleiben! Und wenn sie nicht bald ihren Herrn findet, wird sie uns zu eigenwillig und zu herrisch! Glücklicherweise aber ist ein solcher nah' in Aussicht!«

»Und deshalb soll sie fort?« fragte ich, den Mittheilungen mit wachsendem Erstaunen folgend.

»Ach!« rief Cäcilie, »die Sache hängt so zusammen. Die Schwiegermutter, Frau von Marville,« verbesserte sie sich, »hatte in dem Sommer nach unserer Verheirathung die Bäder von Landeck nöthig, wohin, wie Sie wissen werden, die Schwester unserer Majestät alljährlich geht. Daß die Gräfin ihre Mutter damals begleitete, verstand sich ganz von selbst, wie es sich auch von selbst

versteht, daß der hohe schlesische Adel aus der Umgegend von Landeck sich immer während der Badezeit der königlichen Hoheit dorthin begiebt, ihr seine Huldigung darzubringen. Unter diesem Adel befand sich in jenem Jahre auch der Fürst von Waldstein. Er hatte der Gräfin schon bei Lebzeiten ihres Mannes in allen Ehren sehr den Hof gemacht. Als er sie dann in Landeck, und zwar als Wittwe antraf, [271] nahm die frühere Verehrung eine andere, ein wärmere Farbe an. Er ist jung, schön, liebenswürdig, in geordneten und glänzenden Verhältnissen, sehr verliebt in die Gräfin — und bisher von der Gräfin nicht nach Gebühr gewürdigt, obschon er die ganzen Jahre hindurch als ein echter treuer Ritter beharrlich seine Bewerbung fortgesetzt hat.«

»Und so will man die Frau Gräfin ihm gewissermaßen entgegenführen?« bemerkte ich mit einer Mißempfindung, die sich der Scharfsichtigen gegen meinen Willen wohl verrathen mochte.

Sie sah mich lächelnd an.

»Thun Sie doch nicht, Helmar, als kämen Sie direkt von unseren idyllischen Waldritter Fluren, statt von Paris und aus der großen Welt. War denn die erste Heirath der Gräfin eine Ehe aus großer Leidenschaft und Liebe?«

»Ich habe das geglaubt!« erwiderte ich, der Wahrheit nicht ganz treu.

»Da glauben Sie mehr als ich, und vielleicht mehr als die Gräfin selbst jetzt glaubt!« fiel mir Cäcilie mit ihrer nationalen Lebendigkeit in's Wort. Aber sie mochte es bedauern, daß sie es gethan hatte, [272] denn sie lenkte augenblicklich ein. »Dora war ja sehr glücklich mit dem Grafen,« sagte sie. »Wie sollte sie auch nicht? Er war ein Kavalier in dem vollen Sinn des Wortes, und er hielt sie wie ein Heiligthum. Sie hatte sich Glück zu wünschen zu der Ehe. Aber was weiß denn ein in ländlicher Einsamkeit erzogenes siebenzehnjähriges Mädchen überhaupt von Liebe? Der Graf wollte sich verheirathen, die Eltern wünschten für die einzige Tochter eine schickliche Partie. Der Graf, ein schöner, brillanter Mann, stellte sich dem Kinde in den Weg, hielt ihm die Hand hin,

und das Kind schlug mit Freuden ein. Nennen Sie das Liebe? ist das Leidenschaft?«

»Gewiß nicht!« betheuerte ich von Herzen.

»Sehen Sie,« fuhr Cäcilie eifrig fort, »ich glaube, die Menschen würden über sich selbst erstaunen, wenn sie einmal an sich und Anderen es durch irgend einen Zauber inne werden könnten, wie wenig eigentliche Liebesheirathen zu finden sind. In gar vielen Fällen wird dem Manne, oder dem Mädchen, die Person in den Weg geschoben und hingehalten, in der Weise, in welcher der geschickte Taschenspieler seinem arglosen Gegenüber die Karte hinhält, welche er von ihm ge[273]zogen wissen will. Man zieht die Karte sorglos und ist glücklich über seine freie Wahl. Wird man dann vielleicht später auch des kleinen Kunstgriffs inne, so hat man sich an und zu einander eingewöhnt, und da namentlich unter uns Deutschen die Menschennatur gutartig ist, so geht Alles ganz vortrefflich und wir glauben an Liebesheirathen wie an viele andere Dinge, die zu erweisen in vielen Fällen ebenso schwierig sein möchte.

Cäcilie war immer in bester Laune, wenn sie in dieser Weise ihren Einfällen den freien Lauf ließ. Mich aber regten ihre ernsten Mittheilungen wie ihre Scherze weit mehr auf, als sie es ahnen konnte, und ich war nichts weniger denn ruhig, als ich am nächsten Morgen, vor der Gräfin Zimmer stehend, mich bei ihr melden ließ.

[274]

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Der Diener öffnete mir die Thür des fensterlosen, länglich runden, von Säulen getragenen Saales. Die hochgewölbte Decke ließ das Licht von oben niederfallen. Zur Rechten und zur Linken standen die Zimmer offen; durch ein drittes Zimmer, dem Eingang gegenüber, blickte man in ein Gewächshaus und in's Freie. Der Raum, nach altitalienischen Vorbildern erbaut, hatte etwas Ungewöhnliches für den Norden; die reiche, sich ihm stylvoll anpassende Einrichtung vollendete den edeln Eindruck.

Aus dem Garten kommend, trat Dora in das Gewächshaus und mir rasch entgegen: eine stolze, junonische Gestalt.

[275] Es zuckte mir wie ein Schnitt durch's Herz, zu denken, daß ihre jungfräuliche Schönheit in den Armen eines Andern zu ihrer vollen Pracht herangereift war. Denn sie war bedeutend gewachsen, ihre Formen waren üppiger geworden. Der einst mädchenhaft gesenkte Kopf saß frei und stolz auf ihrem schönen Halse, auf welchen das noch dunkler gewordene Haar in langen Locken zu beiden Seiten der Schläfen bis zu dem Busen niederfiel. Wie die Göttin des tempelartigen Saales stand sie vor mir, anbetungswerth in ihrer Herrlichkeit.

»Willkommen, Kronau,« rief sie mir entgegen, mit einer Stimme, die mir auch fremd geworden war, weil sie sich vertieft hatte, »willkommen! Ich erwartete Sie heute, denn Cäcilie hatte mir geschrieben, daß Sie hier wären. Und so waren Sie's denn auch, der vorgestern mir das Wanderlied gesungen?« setzte sie hinzu, indem sie mir die Hand reichte, die ich, und mit welcher Wonne, an meine

Lippen drückte.

»Erkannten Sie das Liedchen noch?« fragte ich voll Freude.

»Wie sollte ich nicht?« entgegnete sie mir. »Sie haben ja gesehen, es lockte mich sofort an's Fenster. [276] Ich meinte sogar Ihre Stimme zu erkennen, indeß ich hielt es für eine Einbildung, weil ich nicht wußte, daß Sie bereits nach Deutschland aufgebrochen wären. Aber kommen Sie, setzen wir uns, erzählen Sie. Sie sind inzwischen ein berühmter Mann geworden und ich —«

Sie brach plötzlich ab. Es fiel ein dunkler Schatten über ihr Antlitz, so tief, so wahr, wie ihre mich beseligende Freude bei unserem Wiedersehen. Wir schwiegen Beide eine Weile. Ich hätte stundenlang vor ihr sitzen und sie betrachten, mich daran erfreuen mögen, wie das Kleid von perlfarbener Seide die Büste und den Leib umspannte, wie der blendende Hals und die schönen Arme aus den schwarzen Spitzen hervorleuchteten, mit welchen das Kleid verziert war, wie der Sammetgürtel und die goldenen Spangen die Taille und das Handgelenk umgaben, und wie schön das von oben in vollem Strome herniederfließende Licht ihr dunkles Haar und ihre reine Stirn umspielte, während es helle Reflexe auf dem glänzenden Seidenstoffe ihres Gewandes hervorrief.

»Auch Sie, Kronau,« sagte sie dann nach einer Pause, »haben an meinem Manne viel verloren, einen [277] treuen Freund verloren. Er hatte Sie lieb. Ihr rasches Wachsen, Ihre schönen Bilder machten uns große Freude. Wir waren Beide wirklich stolz auf Sie. Und was ich etwa geworden bin, und daß ich gelernt habe, auch ohne ihn zurecht zu kommen und mich auf mich selber zu verlassen, das verdanke ich ihm. Mein Herz hat von jeher vor ihm dagelegen wie ein offenes Buch.«

Ihre Ruhe nahm mir den kleinen Rest der meinen. War es Zufall, war es Absicht, daß sie mir dies sagte?

Es lag keine Weichheit, keine Klage weder in den Worten, noch in ihrem Ton; nur ein warmes, dankerfülltes Gedenken und Erinnern. Hatte sie es vergessen, wie wir geschieden waren: so sehr vergessen, daß auch die Stunde des Wiedersehens sie nicht mehr

daran mahnte? Hatte sie es dem Grafen vertraut, wie jener Augenblick uns überraschend zusammengeführt? und hatte er sie gelehrt, als eine flüchtige Aufwallung zu betrachten, was aus lang verschlossener Knospe in jenem Augenblick zum Lichte erblüht und was in mir durch alle meine Wandlungen, unvergeßlich und geliebt, lebendig geblieben war? — Ich wußte mich nicht [278] zurecht zu finden. Es war mir deshalb sehr erwünscht, daß Dora sich nach meinen äußeren Erlebnissen erkundigte, denn ich konnte, als ich sie ihr in großen Umrissen flüchtig mitgetheilt, sie nun um die ihren fragen.

»Von meinem Leben ist seit dem Tode meines Mannes nicht viel zu sagen,« entgegnete sie. »An dem Tage, an welchem er, ehe er in's Feld zog, sein Testament gemacht hatte, rief er mich in sein Zimmer. ›Ich möchte Dir keinen trüben Gedanken einflößen‹, sagte er, ›denn ich hoffe, ich kehre Dir wieder. Ist es uns anders bestimmt, so wahre Dir Deine Freiheit. Hüte Dich vor jeder Beeinflussung, die Dich mit Dir selber uneins machen könnte; und lebe dann ein langes, schönes Leben in dem Sinne, in dem wir gelebt haben, in dem Gedanken, daß man zunächst für sich selber und aus sich heraus zu leben hat.‹«

Sie preßte die Lippen zusammen, schwieg eine kleine Weile, dann sprach sie:

»Das habe ich gethan! Ich habe, weil ich betäubt war von dem Verluste und erschrocken über meine Einsamkeit, wie ein Kind im Dunkeln, das erste Jahr fast ganz mit meiner Mutter auf Reisen und in meinem [279] Vaterhause zugebracht. Dann bin ich hieher gegangen in mein Haus, habe meine Gouvernante, die Sie ja kennen, als Gesellschafterin zu mir genommen und bin ruhig geworden und auch wieder heiter. Der Graf war ja bei seinem großen Ernst selber eine freie, fröhliche Natur, und er mochte es nicht, wenn ich es nicht war. Ich sehe viele Leute, lebe in der Welt, reise bisweilen — da haben Sie meinen ganzen Lebenslauf.«

Wie sie das sagte, stand sie auf, zog die Schelle und hieß den eintretenden Diener Fräulein Amalie zu ihr bitten, die gleich darauf

erschien.

Ich hatte die gute Werner nicht wiedergesehen, seit ich von Waldritten fortgebracht und in die Lehre gethan worden war; aber die fünfzehn Jahre, die seitdem verflossen, hatten ihr, die kleinen Fältchen abgerechnet, die sich in den Gesichtern von Blondinen früh einzustellen pflegen, nicht viel angehabt. Sie sah für ihr Alter noch recht gut aus und hatte immer noch den freundlichen, stets verlegenen Ausdruck wie in ihren jungen Tagen.

»Da hast Du Deinen berühmten Schüler!« rief ihr die Gräfin entgegen, während Amalie ihrem Vergnügen über mich und mein Wohlergehen, in den be[280]scheidensten Worten Ausdruck gab. In wiederholten Besprechungen über mich und über die Angehörigen der Marville'schen Familie schwand eine Stunde rasch vorüber. Wir gingen in den Garten, in das Gewächshaus; ich sah das Wohnzimmer der Gräfin, des Grafen Arbeitszimmer. Das Bild, das ich einmal in der Zeit meiner Anfänge von ihm gemacht, hing über ihrem Schreibtisch. Dora's Bild, das ihm bestimmt gewesen, das Bild, vor dem wir einst geschieden waren, sah ich nirgends. Darnach zu fragen, traute ich mir nicht. Was kümmerte mich auch die Vergangenheit, wo der Augenblick mich also hinnahm!

Ich hatte, als ich von Paris fortgegangen war, meinen dortigen Aufenthalt nicht für ganz beendet angesehen, sondern nach einigem Verweilen in Berlin dorthin zurückkehren wollen. Jetzt dachte ich bald nicht mehr daran, und es konnte mir nichts erwünschter kommen, als daß meine Freunde und Genossen es als selbstverständlich erachteten, daß ich nun unter ihnen und im Vaterlande bliebe.

Eine Werkstatt und ein Atelier waren bald gefunden. Die junge Künstlergemeinde hatte sich vergrößert und hielt gut zusammen. Es waren vortref[281]liche Kräfte in ihr, die meisten von ihnen jung. Der Graf, der gern mit Künstlern umgegangen war, hatte verschiedene derselben häufig in seinem Hause gesehen, Dora hatte diese Gewohnheit beibehalten. Es war also natürlich, daß sie mich dieser Gesellschaft einreihte; und während ich in der jungen

Künstlerschaft festen Fuß faßte und den fröhlichen Lebensgenuß derselben theilte, war doch schon nach wenig Wochen mein ganzes Leben nur jenes alte: ich ging und kam, und kam und ging.

Von Amalie hatte ich erfahren, daß Dora's von mir gemaltes Bild niemals in des Grafen Haus gekommen war. Es hieß, er habe es der Mutter abgetreten, da er ihr die Tochter fortgenommen hatte. Ich aber meinte jetzt zu verstehen, was Dora damit gewollt, als sie mir gleich in der ersten Stunde ausgesprochen, ihr Herz habe vor ihrem Manne völlig offen dagelegen. — Und trotzdem sah sie mich! Wie hatte ich mir das zu deuten?

Sie war es gewohnt worden, sich als den Gegenstand der Huldigung und des Begehrens zu empfinden, und es lag etwas wundervoll Freies in der Weise, in welcher sie mit den Männern verkehrte, in welcher sie [282] ihnen zum Willkomm die schöne, kräftige Hand darbot. Man hätte es etwas Königliches nennen mögen, könnten fürstliche Frauen jemals unter dem Zwang der ihnen auferlegten Etikette sich so frei entwickeln.

Daß ich sie bewunderte, ihr zu eigen war, daß ich sie liebte, hätte ich ihr nicht verbergen können, hätte ich es auch gewollt. Sie blieb dem gegenüber natürlich gegen mich, wie einst in ihrem Vaterhause. Sie erzählte es gern, wie ich auf ihres Vaters Hof geboren, wie mein Vater schon ein Diener ihres Großvaters gewesen, wie er ihre Mutter und auch Sie herumgetragen, wie ich nächst ihrem Bruder ihr ältester Bekannter und ein weit besserer Kamerad als er gewesen sei; und gerade an den Tagen, an welchen sie aristokratische Gäste und Clamor und Cäcilie bei sich hatte, geschah es bisweilen, daß sie mir beim Abschied ein freundliches: »Leben Sie wohl, Helmar!« zurief. während sie mich sonst niemals anders als mit meinem Vatersnamen nannte.

Geringfügig, wie derlei dem Gleichgültigen erscheinen mochte, bildeten diese kleinen Ereignisse den Mittelpunkt meines Denkens. Ich hatte eine schlaflose Nacht, wenn Cäcilie von der schlesischen Reise [283] sprach, und einen goldenen Arbeitstag, wenn Dora gesagt hatte, daß sie an eine solche gar nicht denke, sondern, falls es ihr zu

warm werden sollte in der Stadt, zu den Eltern gehen werde. Aber auch den Vorschlag ihrer Geschwister, sich im Frühsommer mit ihnen gemeinsam nach Waldritten auf den Weg zu machen, lehnte sie von sich ab.

Clamor, mit dem ich auf sehr gutem Fuße verkehrte, war unzufrieden, daß die Schwester nicht mitgehen wollte; und ohne daß Cäcilie sich in ihrem freundlichen Verhalten geändert hatte, merkte ich es ihr doch an, daß sie achtsam auf meinen Verkehr mit ihrer Schwägerin geworden war. Auch die arme, gute Amalie traute mir offenbar nicht recht. Obschon ihr weiches, unverstanden gebliebenes Herz sich zu Allem hingezogen fühlte, was nach Liebe oder gar nach Romantik aussah, ging sie doch scheu und vorsichtig mit mir zu Werke, etwa wie mit einem Schießgewehr, das unter Verhältnissen zu einem Unheil führen konnte. Sie traute mir nicht recht, und am wenigsten traute ich mir selber, war ich selber mir darüber klar, was ich thun, was aus mir werden sollte, und aus Dora.

Meine Stellung in Berlin machte sich schneller [284] und besser, als ich es irgend hatte erwarten können. Der kunstverständige Monarch würdigte mich seiner fördersamen Beachtung, die Kunsthändler und Privatleute verlangten meine Arbeiten. Was das Talent eines Künstlers erreichen konnte, das konnte mir jetzt füglich nicht mehr entgehen. Ich durfte mir also sagen, daß ich ein annehmbarer Bewerber in jeder Familie der besten bürgerlichen Gesellschaft sei, falls die Neigung einer ihrer Töchter sich mir zugewendet hätte. Aber war ich ein Gatte für die Gräfin Berkow? für die reiche Wittwe, die ihre Freiheit so hoch anschlug? für die Tochter eines ehrgeizigen Vaters, den schon der Sohn um seine stolzen Hoffnungen betrogen hatte? Gerade ich für sie, in meinem besonderen Verhältniß zu dem Hause ihrer Eltern, dem ich ebenso ergeben als verpflichtet war? und liebte mich die Gräfin?

Wenn ich mit ihr in ihrem Arbeitszimmer saß, im ruhigsten Verkehr, wenn sie zu mir, als wären wir immer beisammen gewesen, von allen ihren täglichen Erlebnissen sprach, ihr Vorhaben

nach dieser oder jener Seite mit mir überlegend, wenn ich es fühlte, wie wir zusammenstimmten, wo es sich um das Urtheil über Menschen, über das Leben in der Gesellschaft oder über [285] die Werke in den verschiedenen Künsten handelte, kam es mir fast undenkbar vor, daß jemals ein Anderer ihr in gleicher Hingebung zur Seite gewesen war, daß ein Anderer sie so lieben könnte als ich; und oft genug schwebte die entscheidende Frage mir auf der Lippe. Aber ich schwieg, obschon ich mich feige nannte, weil ich nicht zu sprechen wagte; und doch waren es die Liebe und das sehr berechtigte Erwägen männlichen Ehrgefühls, die das Wort der Liebe zurückdrängten in das Herz. Neben ihr zu leben, sie zu sehen, ihr Vertrauen zu genießen, ihr lieb und dienstbar zu sein, das war ein Glück, welches auf das Spiel zu setzen ich nicht wagen mochte, während sich zugleich mein Stolz trotz meiner Leidenschaft dagegen sträubte, ihr Wort zu empfangen, wenn ich an die Möglichkeit gedachte, daß sie jemals bereuen könnte, es mir gegeben zu haben. Sie hatte nach den Begriffen der Welt große Opfer zu bringen, ich nach denselben weit mehr zu empfangen, als ich zu bieten hatte. Unser Einsatz war nicht gleich; und große Opfer kann ein Mann nur aus dem freiesten Entschluß einer großen Liebe annehmen, wenn sie ihn nicht drücken sollen. Aber all' dieses Er[286]kennen, Wissen und Erwägen änderte in meinem, in unserem Zustand nichts.

Inzwischen war Clamor mit den Seinen abgereist, und acht Tage später ließ Dora ihre Koffer packen, um ihnen nachzufolgen. Ich fragte, seit wann sie sich zu ihrem Aufbruch entschlossen habe. Sie sagte, sie habe es nie anders vorgehabt, als ebenfalls zu den Eltern nach Waldritten hin zu gehen, aber sie habe nicht mit den Anderen gehen wollen.

»Und weshalb nicht?« fragte ich.

Sie sah mich ernsthaft an, dann flog ihr heiteres Lächeln ihr über das Gesicht.

»Weil,« sagte sie, »weil ich eine unbedingte Absolutistin bin. Ich könnte die Tyrannei eines harten Menschen eher tragen, als das

Dreinreden vieler liebevoller Seelen, die mich gegen mein Wollen zu ihrem Willen schmeicheln möchten. So bleibt mir, wenn ich mir die Freiheit meines Handelns wahren will, durchaus Nichts übrig, als den Glauben aufrecht zu erhalten, daß ich durch meinen Mann verzogen, von einem Eigensinn geworden sei, mit dem weder im Kleinen noch im Großen etwas anzufangen möglich. Mein übler Leumund in der Hinsicht ist für mich un[287]schätzbar, und ich trachte darnach, ihn mir zu erhalten, so gut ich kann.«

Sie sagte das mit so viel guter Laune, daß wir Beide noch darüber lachend scherzten, als Amalie dazwischen kam. Bald nach ihr, es war die Empfangsstunde der Gräfin, wurden rasch hintereinander ein paar Personen, Männer und Frauen, von der Gräfin nächster Bekanntschaft gemeldet, die gekommen waren, ihr Lebewohl zu sagen.

Man ging an den Theetisch, redete von Dem und Jenem, bis eine der Damen darauf zu sprechen kam, wie sie eben in diesen Tagen die Tochter des russischen Fürsten — sie nannte den Namen — gesehen habe, die vor mehreren Jahren sich mit einem deutschen Musiker von ihres Vaters Kapelle, natürlich gegen den Willen ihrer Familie, verheirathet hatte, und nun als die Gattin dieses in der musikalischen Welt sehr geschätzten Mannes in dessen Heimat lebte.

Die Berichterstatterin, eine noch junge Dame aus altem, doch verarmtem Hause, die erst neuerdings eine Ehe mit einem reichen, aber kranken und sehr alten Edelmanne eingegangen, und die mir durch ihren zur Schau getragenen Adelsstolz stets unangenehm gewesen [288] war, konnte sich mit der bloßen Erwähnung des Vorfalls nicht begnügen.

Stellen Sie sich vor,« sagte sie, »als ich in Leipzig aus unserem Wagen heraussah, erblickte ich an der Thüre des nächsten Coupés den Konzertmeister, der einsteigt, und auf dem Perron stehend die Fürstin, seine Frau, die ihm den Schirm und den Nachtsack zureicht, als hätte sie es anders nie gekannt. Und der Mann nahm das hin, als verstünde sich das von selbst, und wäre in der

Ordnung.«

Ihr spöttischer Ton hatte etwas Herausforderndes, dem ich nicht widerstehen konnte.

»Mich dünkt,« entgegnete ich, es ist eben keine große heroische That, eine kleine Handleistung zu machen wo sie nöthig ist, am wenigsten zwischen Eheleuten, zwischen Mann und Frau.«

»Es kommt nur darauf an,« fiel sie mir ein, »wer der Mann ist, und wer die Frau! Aber scheint Ihnen diese Handleistung keine heroische That, so werden Sie doch zugeben müssen, daß für die Fürstin viel Heroismus dazu gehörte, die Frau eines Mannes zu werden, der solche Dienstleistungen für sie in der Ordnung findet.«

[289] »Und wenn ich das nicht thue?«

»So werde ich darin die Bestätigung sehen,« entgegnete die Baronin, »daß in den verschiedenen Ständen, oder sagen wir Lebenskreisen,« verbesserte sie sich rücksichtsvoll auf mich, »die Anschauungen über die Ehe und die Liebe eben sehr verschieden sind, und daß die Künstler in ihrer Romantik von den Frauen Opfer heischen, die unsere Männer nicht von uns begehren würden.«

Ich sah Dora's Augen auf die Baronin, dann mit raschem Blick lebhaft auf mich gerichtet, und von den verschiedensten Empfindungen fortgerissen, sagte ich:

»Gehen Sie noch weiter, gnädige Frau! Sagen Sie, der rechte Künstler würde die Hand einer Königin verschmähen, wenn sie ihm ein Opfer in der Gewährung ihrer Gunst zu bringen wähnte, wenn es ihr möglich, ihrem Herzen möglich wäre, sie ihm zu versagen.« — Und weil ich fühlte, daß ich weit gegangen war, und vielleicht mehr verrathen hatte, als in dem Augenblick gefordert und berechtigt sein mochte, setzte ich in leichterem Tone hinzu: »Freilich, die Zeiten sind vorbei, in denen eine Göttin sich dem armen Erdensohne [290] nahte, in denen eine Luna zum Endymion herniederstieg, ihm Liebe und Gunst gewährend, welche zu fordern er sicherlich sich nicht vermessen hatte.

Der Mythus paßte im Grunde nicht schicklich auf den Fall, aber er war mir in den Sinn, die Worte waren mir in den Mund

gekommen, ich wußte selber nicht wie. Die Baronin, offenbar in der Genealogie, und im Gothaischen Kalender besser als in der Mythologie zu Hause, focht kein Zweifel, kein Bedenken an. Sie nahm das Gleichniß wie ich's bot.

»Vortrefflich, ganz vortrefflich!« rief sie, da sie es bemerkte, wie die Anderen allmälig still und auf unsere Unterhaltung achtsam geworden waren. Sie schien einlenken zu wollen, aber sie konnte den Ton dazu nicht finden, und spöttischer, als sie es vielleicht beabsichtigte, sagte sie: »Da sehen Sie den Künstler, Gräfin! und die Weise, in der ihm Alles gleich Gestalt gewinnt. Da haben wir sofort ein Bild. Ein Bild, das wir vielleicht in der nächsten Ausstellung zu bewundern haben werden, ohne daß die Menge ahnt, welcher Eingebung der Künstler es verdankte, und wie ich schließlich die Urheberin desselben gewesen bin.

»Sie sind sehr gnädig,« entgegnete ich. »Ich habe [291] es leider zu bedauern, daß ich kein Historienmaler, sondern nichts als ein Genremaler bin. Der erwartete Genuß wird Ihnen also vorenthalten bleiben. Ich könnte Ihnen höchstens die unglückliche Fürstin am Waggon als Opfer ihrer unbedachten Liebe malen — und das wäre doch ein tragisches Motiv.«

Der Ton zwischen uns Beiden war herb geworden. Mir war das Blut zu Kopf gestiegen, die Baronin biß sich die schmalen Lippen, auch Dora war erregt. Ich sah es an der Röthe auf ihren Wangen und an ihren blitzenden Augen. Sie war unzufrieden, sei es mit der Baronin oder auch mit mir. Indeß sie war Hausfrau, war gewohnt sich zu beherrschen, und sich mit Lächeln zu mir wendend, sagte sie, die Unterhaltung in eine andere Bahn zu lenken:

»Genre oder nicht Genre! Das sind ja Worte, bloße Worte, Kronau. Wie können Sie darüber mit der Baronin streiten! Haben doch Sie selber es mir oft genug gesagt, daß man historische Stoffe genrehaft darstellen, und die kleinsten Vorgänge aus dem Alltagsleben, in ihrer allgemeinen Bedeutung erfaßt, mit großem historischem Sinn behandeln könne. Aber ab[292]gesehen von dem Allen, Sie haben mir noch nie ein Bild gemalt. Malen Sie mir Luna

und Endymion. Ich verlange kein großes Bild! kein großes Opfer!« schaltete sie mit Bedeutung ein. »Ein paar spannhohe Figurchen, aber schön! Schöne Menschengestalt in monddurchglänzter Waldnacht. Ein Bildchen für mein Arbeitskabinet! Wollen Sie?«

Sie hätte, wäre sie ruhig gewesen oder hätte sie den eigentlichen Mythus recht gekannt, die Forderung kaum gestellt. Ich sah ein Lächeln auf der Männer Lippen, und um nur fortzukommen von dem Thema, das mein Ungeschick herbeigeführt, sagte ich, sie habe zu befehlen.

»Befehlen!« wiederholte sie ungeduldig. »Was das heut' Alles für Redensarten sind! Opfer! Befehlen! als wären wir im Orient unter Sklaven und Despoten. Wollen Sie oder wollen Sie nicht?«

»Es wird mich freuen, Ihren Wunsch, Frau Gräfin, zu erfüllen!« entgegnete ich, »sind Sie damit zufrieden?«

Sie bejahte es. Von dem Konzertmeister und der Fürstin war die Rede nicht mehr; aber es war ein ganz ungewohnter Ton in die Unterhaltung ge[293]kommen, eine befremdliche Verstimmung über die Einzelnen, die Niemandem entging. Dora zuerst mußte das gewahren, denn es kam kein Gespräch mehr in den Gang. Sie hob die Tafel auf, und man trennte sich bald darnach, mit Rücksicht auf die für eine frühe Stunde anberaumte Abreise der Gräfin.

Da die Anderen sich entfernten, hatte ich mich ihnen anzuschließen. Als ich mich von ihr beurlaubte, fragte ich, ob ich von ihr hören würde, ob ich ihr schreiben dürfe.

»Ich wüßte nicht wozu!« sagte sie. »Sie schreiben ja dann und wann an meine Mutter, und wie wir bei uns leben, das wissen Sie. Malen Sie lieber!«

»Gräfin!« mahnte ich leise, weil ihre Kälte mich erschreckte.

»Gehen Sie an mein Bild!« begütigte sie, »immer vorausgesetzt, daß es Sie kein Opfer kostet, es zu malen. Denn ich bin wie Sie! Ich hasse die Opfertheorie und liebe es auch nicht, Opfer anzunehmen.«

»Ich habe Sie erzürnt — Gott weiß es, gegen meinen Willen!« betheuerte ich ihr, während das Herz mir klopfte, denn so grundlos zürnen konnte nur die Liebe; aber ihre Antwort schlug mein Hoffen

nieder. [294] »Erzürnt? ich wüßte nicht wodurch? Im Gegentheil! Sie haben Recht, ich bin ganz Ihrer Meinung. Man soll keine Opfer bringen, keine fordern, keine annehmen. Sich selbst soll man genügen, und nur Dasjenige thun, was man nicht anders thun kann. Dann kommt man ohne Zweifel an sein rechtes Ziel.«

»Ich schreibe Ihnen morgen!« sagte ich, weil ich mich der Erklärung mehr als je bedürftig fühlte.

»Nein!« sprach sie leise, und so bestimmt, und schnell, als dies ganze Gespräch von Statten gegangen war. »Nein! ich verlange, daß Sie es nicht thun. Ihr Wort kam sehr zur rechten Zeit für Sie und mich! Es muß, und soll mir die Richtschnur sein, und Ihnen auch. Sie waren weiser, als Sie es selber wußten, und somit Lebewohl!«

Sie ließ mich stehen. Die Anderen nahmen sie in Anspruch, und ich ging meines Weges, mich verwünschend und meinen übermüthigen Unbedacht, und meine Weisheit; und zum ersten Male auch zornig gegen sie, ihren kalten Hochmuth anklagend und ihren Eigensinn.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Es war mir eine böse, lange Nacht, und mit allem meinem rastlosen Denken kam ich doch über die Frage nicht hinaus: Was ist denn eigentlich geschehen? wie war das Geschehene möglich? und wie war es denn ehe das Unerwartete geschah?

Wie in einem sanften Traume, in schlafwandelnder Sicherheit, vollkommen an die Geliebte hingegeben, hätte ich beglückt durch den Augenblick, bisher jedem Tage es zurufen mögen: Verweile doch, du bist so schön! — Seit die Aufregung nach dem ersten Wiedersehen sich besänftigt hatte, war in der vertrauenden Ruhe, mit welcher wir beisammen gewesen waren, selbst das Hoffen, wenn es sich in mir geregt, still [296] und geduldig gewesen. Ich hatte, ohne mir Rechenschaft darüber geben zu wollen, die Frucht nicht brechen mögen, ehe sie gereift war. Ich hatte nur wenig gedacht, weil ich so viel empfunden, weil ich so glücklich gewesen war.

Jetzt da es mir zweifellos gewiß war, daß sie mich liebte, daß sie mein Wünschen und Hoffen erkannt hatte, daß es, weil sie es theilte, ein berechtigtes gewesen war, entzog sie sich mir mit einem Male plötzlich. In demselben Augenblicke, in welchem sie mich und meine Arbeit eben noch in einer Weise für sich begehrt hatte, die mich entzückt, versagte sie mir jede Annäherung mit einer Härte, von der sie wissen mußte, daß sie mir in’s Herz schnitt. War das ein Spiel, mit dem sie ihre Eitelkeit vergnügte? Waren es die Herrschsucht, der launenhafte Eigensinn, deren Clamor und Cäcilie sie beschuldigten? Ihre Tyrannei, ihre Launen zu ertragen, war ich

nicht gemacht. So weh mir's that, mich ihr entgegenzustellen.

Und was hatte ich verbrochen? Ich hatte eine Frau in ihre Schranken und zurecht gewiesen, welche der Gräfin gar nichts galt. Ich hatte es nicht ruhig hingehen lassen, daß sie die Verbindung einer vornehm [297] geborenen Frau mit einem Künstler als etwas durchaus Unzulässiges bezeichnet. Wie hatte das die Gräfin kränken können, wenn ich ihr theuer war? — Ich hatte es aufrecht erhalten, daß das angeborene Talent, das sich edel ausgebildet hat, gleichviel von wem Derjenige abstammt, der es besitzt, so viel, wenn nicht mehr werth sei, als das Herkommen von einem Geschlechte, welches sich durch die Gunst der Umstände durch ein paar Jahrhunderte zu erhalten vermocht, und in dem langen Lauf der Zeiten auch hie und da eine bedeutende Kraft in sich erzeugt hatte. Ich war der Behauptung entgegengetreten, daß man in den bürgerlichen Kreisen die Frauen nicht zu ehren wisse, hatte es selbstverständlich genannt, daß die Liebe ihre freie Wahl als das höchste Gesetz für sich erkenne, daß sie sich gegen die bestehende Gewohnheit ihr Recht erkämpfe, und daß zwischen Menschen, die sich aneinander hingegeben haben, von anderen Opfern, oder gar von erniedrigenden Dienstleistungen weiter keine Rede sein könne.

Wenn Dora mich liebte, wenn sie geneigt gewesen war, wie ich es gestern mehr als je gehofft, ihrer und meiner Liebe nachgebend, die Meine zu werden, [298] so hätte sie mich in meiner Abwehr der Baronin verstehen, mein Ausspruch sie erfreuen müssen. Sie liebte mich also nicht! — Was sollte dann aber ihre erste Zustimmung, was das Verlangen nach dem Bilde bedeuten? — Hatte sie mich daran erinnern wollen, daß ich ihr gegenüber nur ein Künstler sei, der ihre Aufträge zu empfangen und gegen Bezahlung auszuführen habe? Das war unmöglich, ganz unmöglich! — Oder hatte sie eben nur Liebe genug für mich gehabt, sich meiner beharrlichen Liebe zu erbarmen? Hatte sie mir ein Opfer zu bringen, mir mit ihrer Hand nicht nur ein Glück, sondern eine Gnade zu gewähren gemeint?

Mein ganzes Ehrgefühl lehnte sich dagegen auf. »Die Tage der Begnadigung, Frau Gräfin, sind für mich vorüber!« sagte ich laut

sprechend zu mir selber.

Am Abende, als ich von ihr gegangen war, hatte ich auf dem Heimweg es mir vorgenommen, sie in der Frühe auf dem Bahnhofe aufzusuchen, um sie zu versöhnen. Am Morgen, als der Tag mir in das Fenster sah, fühlte ich mich kalt und ruhig. »Sie sollen Ihren Willen haben, schöne Frau!« dachte ich, und ging, das zornige Herz zu kühlen, in der Morgenfrische nach dem Park hinaus, während sie von dem entgegenge[299]setzten Ende der Stadt nach unserer gemeinsamen Heimat abfuhr in ihr altes Vaterhaus.

Ich gab mir das Wort darauf keinen, auch nicht den kleinsten Versuch einer Annäherung an sie zu machen. Er war zu Ende, mußte zu Ende sein, der lange, lange Traum! nun für immerdar! Kränkung für Liebe ernten? Nimmermehr!

Mit dem Gedanken ging ich in die Werkstatt und an meine Arbeit, und weil ich mich gewaltsam zusammennehmen mußte, meine Aufregung zu bemeistern, ging mir die Arbeit vortrefflich von der Hand, so daß ich meine Freude daran hatte. Ich machte am Mittag nur eine kurze Pause, und wie ich dann am Abend meine Pinsel, meine Palette reinigte, wie ich das Fenster öffnete, daß mir die frische Luft in's Zimmer strömte, und dann noch einmal vor die Staffelei hin tretend, mein Tagewerk überschaute, da dachte ich: »Es ist gut, daß es zu Ende ist. Nun bin ich frei für immer!«

Ich war lange nicht mit mir als Künstler und als Mann so wohl zufrieden gewesen, wie an dem Abend. Ich konnte kein Weib besitzen wollen, das sich zu mir herniederließ, wie Luna zu dem schlafenden [300] Endymion! Um keinen Preis der Welt hätte ich ihr das Bild gemalt; und wäre sie an dem Tage zu mir hingetreten mit dem einst von mir so sehr geliebten: »Wenn Du den Muth hat, küsse mich!« — der bloße Zweifel würde genug gewesen sein, ihre Lippen vor meinem Kusse zu bewahren. — Der Zorn der Liebe war über mich gekommen, ich freute mich des brennenden Schmerzes, denn ich war entschlossen, ihn zu überwinden. Gestern noch war meine ganze Seele fest in ihren Banden gewesen, heute feierte ich einen Triumph über sie und über mich! Und wie ich gestern sie

wiederzusehen leidenschaftlich begehrt hatte, so sagte ich mir heute, ich müsse, mein früheres Vorhaben ausführend, nach Paris zurück, noch ehe der Winter komme; ja, besser noch, ich müsse bald fort von hier, um noch des schönen Herbstes in Frankreich zu genießen.

Aber! Die Franzosen sagen: Nicht Jeder ist ein Thor, der's sein möchte! — und aus eigener Erfahrung setze ich hinzu: Man ist so weise nicht, als man's zu sein glaubt, als man bisweilen es zu sein fürchtet!

Ich sagte meinen Freunden, daß ich gehen würde, weil ich mich durch mein Wort ihnen gegenüber zu [301] binden wünschte. Ich erklärte ihnen, daß ich nur dies eine angefangene Bild beenden wolle, und machte immer neue Skizzen und untermalte neue Bilder. Nur darin blieb ich fest, ich schrieb nicht an die Gräfin, nicht an ihre Mutter, auch nicht, als ich mich von Berlin entfernte, um auf die Güter eines mir befreundet gewordenen Gutsbesitzers zu gehen, dem ich es zugesagt hatte, ein Familienbild für ihn zu malen.

Ich blieb länger auf dem Lande, als ich es zuerst beabsichtigt hatte. Die märkische Gegend war mir anmuthend, der Menschenschlag tüchtig. Die Ernte, der Beginn der Jagd boten mir im Wechsel ihrer Szenen gerade die mir gemäßesten Motive. Die Familie, in deren Hause ich verweilte, ward mir immer werther, schon weil ich ein Bedürfniß hatte, mich an neue Menschen anzuschließen, da ich die alte Liebe nicht mehr in mir pflegen wollte. Der Mann, den ich zu malen hatte, war der Typus eines stattlichen Märkers. Die Frau eine hübsche Blondine, die drei Kinder frisch, die dänische Dogge, die nach der Kinder Meinung und Bitten durchaus mit dabei sein sollte, ein schönes Thier, und der Tisch unter den Linden ein guter Platz. Den jüngsten Buben bat ich mir nackt [302] aus. Sonnenlicht, das durch die Aeste fiel, kam mir zu Hülfe. Die Arbeit machte mir Vergnügen. Es war eine Art von Windstille über mich gekommen, in der ich mich wie in einem klaren See von den kleinen Wellen tragen und schaukeln ließ, welche das tägliche Leben meiner neuen Freunde erzeugte, und von

denen es bewegt ward.

Wir machten weitausgedehnte Besuche in der Nachbarschaft, es waren hübsche Mädchen in den Häusern, der bequeme Verkehr führte leicht zusammen, die Lebensweise hatte bei aller Reichlichkeit doch einen bürgerlichen Anstrich; und von dem großen Luxus im Hause des Kommerzienraths, der auch auf Clamor und Cäcilie übergegangen war, wie von dem vornehm gewählten Styl in der Gräfin Haushalt, war man trotz einer sichern Wohlhabenheit sehr weit entfernt.

Meine Freunde sahen es, daß ich mich in ihrer Mitte gut befand, und weil es ihnen selber wohl war und sie mir gut gesinnt, lag ihnen der Vorschlag nahe, daß ich mir unter den Töchtern dieses Landes und ihres Kreises die Gattin wählen solle. Dann hatte ich, wie sie meinten, die Abwechslung zwischen Stadt und Land, die mir Bedürfniß und genehm war, leicht [303] zu machen. Man bezeichnete mir sogar dies und jenes Mädchen um seiner besonderen Vorzüge willen ganz besonders, und bei jeder dieser jungen Schönen mußte ich einräumen, daß sie eine wünschenswerthe Hausfrau und Gattin sei, daß ich die Eine so gut als die Andere zur Frau nehmen könnte — wenn ich's überhaupt konnte — wenn ich nicht nach Paris gehen müßte, um fortzukommen von Berlin. Dazu aber mußte ich doch nothwendig erst nach Berlin zurück, was hinwiederum nicht eilte. Kurz, ich blieb und blieb, wartend — ich wußte nicht worauf; und höchlich mit mir unzufrieden, wenn ich in diesem anscheinend gelassenen Warten den Schimmer einer Hoffnung hervorblitzen sah, die ich mir einzugestehen als meiner unwürdig gefunden haben würde. Ich war in eine jener Krisen des Selbstbetrugs hineingerathen, welche in der Liebe der Thor sowie der Weise durchzumachen hat.

Die Tage fingen währenddessen an allmälig kürzer zu werden, meine Arbeit war abgethan. Ich hatte vor mir selber keinen vernünftigen Grund zu längerem Verweilen auf dem Lande, und eines Abends fand ich mich wieder in Berlin in meiner Wohnung und in meiner Werkstatt. Sie kam mir öde und leer [304] vor in der

Erinnerung an das behagliche Familienleben, das ich verlassen hatte, und vor dem mir doch stets bange geworden war, so oft ich es versucht hatte, mich in ein solches für immer gebunden hineinzudenken. Ich befand mich in dem unbehaglichsten Zustand von der Welt. Des Junggesellenlebens war ich satt, und an die Ehe, wie sie sich mir darbot, mochte ich nicht denken. Ich hätte heraus sein mögen aus dem täglichen Schwanken zwischen Behagen und Unbehagen, hätte mich selber los sein mögen und hielt doch, wie ich mir spottend vorwarf, so große Stücke auf mich, daß ich mich berechtigt glaubte, von der Liebe alle möglichen Opfer zu empfangen, ohne sie auch nur als solche anerkennen zu mögen. Das hatte Dora ganz mit Recht gekränkt, das hatte mich des Glückes beraubt, welches ich das Frühjahr hindurch in ihrer Nähe genossen, und — —

Und so war ich denn glücklich wieder mit meinen Gedanken, die ich lang im Zaume gehalten, an dem alten Ziel gelandet, und bei ihr.

Am Abend, einige Stunden nach meiner Ankunft, wollte ich mich wie immer in das Kaffeehaus begeben, in welchem ich meine Freunde zu finden sicher war. [305] Nicht fern von meiner Wohnung traf ich Clamor, der nach Hause ging. Unser Weg war der nämliche, wir setzten ihn also gemeinsam fort. Ich fragte nach dem Ergehen der Seinen. Er erzählte, daß seine Frau und sein Knabe noch bei den Eltern wären, wo er nur kurze Zeit habe verweilen können, weil er seinen Chef auf einer Dienstreise zu begleiten gehabt habe, von welcher er vorgestern zurückgekommen sei. Er sprach von dem Wohlbefinden seiner Eltern, von dem Gedeihen der Güter, sagte, daß er meine Mutter noch rüstig gefunden habe; aber nach meinen Angelegenheiten fragte er nicht, und der Gräfin erwähnte er mit keiner Silbe. Ich wartete lange darauf. Schließlich blieb mir nichts übrig, als mich nach ihrem Ergehen zu erkundigen.

»Haben Sie sie denn noch nicht gesehen?« fragte er.

Ich erinnerte ihn, daß ich eben erst angekommen sei.

»Aber Sie wissen doch, daß sie seit länger als drei Wochen hier

und, wie ich gestern von ihr erfuhr, mit Reisegedanken beschäftigt ist.«

Ich erklärte, daß ich von dem Allem nicht unterrichtet sei und daß ich von der Gräfin nichts vernom[306]men hätte, seit sie auf das Land gegangen. Das befremdete ihn, wie mich die Anwesenheit der Gräfin in Berlin befremdete, und als ich ihn, über seine Mittheilungen betroffen, fragte, wohin sie sich zu begeben gedenke, sagte er leichthin:

»Weiß ich's? Ich glaube, sie weiß es selber nicht. Nach Frankreich! Nach Italien! Irgend wohin, wo sie ihr Ideal, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, erreichen kann, und wo sie vor Allem sicher ist, keinem verständigen Einfluß, keinem vernünftigen Rathe zu begegnen!« — Wie einst Cäcilie, so bereute auch er es sofort, das Urtheil in solcher Weise ausgesprochen zu haben, denn er brach ihm mit einer allgemeinen Bemerkung über die Launen der Frauen, welche sich selber überlassen wären, scherzend die Spitze ab. »Daß Sie übrigens außer allem Zusammenhange mit meiner Schwester wären, das hätte ich nicht geglaubt. Sind Sie gespannt mit ihr?« fragte er danach.

Ich kannte Clamor. Auch wenn er sich anscheinend gehen ließ, verlor er, es war das je nachdem eine seiner guten oder üblen Eigenschaften, nie die Herrschaft über sich. Er wußte immer was er that und wollte; und mit der Zurückhaltung, die man [307] solchen Naturen gegenüber nothwendig zu beobachten hat, antwortete ich ihm, daß ich am Abende vor meiner Abreise mich mit der Gräfin und der Baronin in Meinungsverschiedenheit über ein abstraktes Thema befunden hätte, und daß der Gräfin ausdrückliche Weisung mich gehindert, die Sache schriftlich auszugleichen.

»Unbegreiflich! sie ist wirklich unbegreiflich!« rief er. »Wir glaubten sie auf dem besten Fuße mit Ihnen!« Und mit ganz verändertem Tone setzte er ruhig und ernsthaft hinzu: »Weshalb soll ich es Ihnen verbergen, Kronau, da Sie wissen, wie sehr wir Alle Sie schätzen; Ihre Erklärung, daß Sie mit der Gräfin die ganze Zeit hindurch in gar keinem Verkehr gewesen sind, wirft meine, wirft

alle unsere Vermuthungen über den Haufen. Sie freut mich für Sie, für uns Alle! Doch verstehe ich jetzt meine Schwester weniger als je.«

Ich fühlte, das er es nicht böse meinte. Ich hatte auch Grund, an seiner und an Cäcilien's guter Gesinnung für mich nicht zu zweifeln, aber der Junker von Waldritten kam bei ihm doch immer wieder zum [308] Vorschein und schlug ihm in den Nacken. Mir schien es, als könne er es noch immer nicht ganz vergessen, daß ich ihm einst hatte pariren müssen, als glaube er, ich hätte still zu halten, da es ihm beliebte, mir wieder einmal sein Vertrauen aufzubürden und das meine einzufordern. Jetzt weiß ich, daß meine innere Gereiztheit und ein Rest von Unfreiheit in mir, mich ungerecht gegen ihn machten. Damals fühlte ich mich durch seine Worte schwer von ihm gekränkt, und die alte Lehre befolgend, daß der Hieb die beste Deckung sei, entgegnete ich ihm:

»Der Grund Ihrer Freude, wenn ich ihn recht verstehe, ist nicht schmeichelhaft für mich; und Ihr Vertrauen anzunehmen, soweit es die Gräfin betrifft, trage ich Bedenken, denn ich fürchte, daß Sie vermuthlich nicht erfreuen wird, was ich Ihnen zu vertrauen für nöthig finde. Ich liebe Ihre Schwester! und ich glaube —«

Es war mir ordentlich ein Stein vom Herzen, als ich dies Wort einmal vor einem Andern als vor mir selber, es gerade vor Clamor ausgesprochen hatte. Aber er unterbrach mich schnell.

»Ich weiß das!« sagte er mit mehr Gelassenheit [309] und Freundlichkeit, als ich in diesem Augenblicke zur Verfügung hatte, »aber eben deshalb, lieber Kronau, mußte diese Angelegenheit einmal zur Sprache zwischen uns kommen. Geben Sie den Gedanken an eine Verbindung mit der Gräfin, wenn Sie ihn hegten, auf.«

»Sie gehen zu weit Herr von Marville!« rief ich voll Empörung.

»Ich spreche nicht für mich, Helmar!« sagte er, »ich spreche für meine Mutter, die, Sie wissen das, eine große Zuneigung für Sie hat, und spreche für meine Schwester. Was die Liebe und das Heirathen betrifft, stehen ich und Sie auf gleichem Boden, und ungleiche

Heirathen scheinen uns Waldern seit der letzten Generation ein Bedürfniß werden zu wollen. Ich habe eine Liebesheirath mit einer Jüdin gegen alles Wünschen meiner Eltern geschlossen, meine Mutter hat gegen den Wunsch ihres Vaters einen neugeadelten Offizier geheirathet. Beide Ehen sind vortrefflich ausgeschlagen, und man sollte also denken, eine dritte ähnliche Verbindung könnte meine Eltern nicht überraschen. Aber — nennen Sie es ein Vorurtheil, das meiner Mutter doch im Blute liegt, nennen Sie es einen Eigensinn, gerade meine Mutter wünscht für die [310] Tochter eine neue standesgemäße Verbindung. Und täuschen Sie sich darüber nicht, die Gräfin hängt an ihrem Namen mehr, als sie selber weiß, liebt ihre Stellung in der großen aristokratischen Gesellschaft mehr, als sie es denkt. Sie würde sie wahrscheinlich schwer und stets vermissen.«

Ich konnte mich diesen Einwendungen nicht wohl entziehen. Ich sagte ihm, da er inne hielt, es seien das Betrachtungen, die mir sehr geläufig wären. Freilich glaube ich nach meinem Erfahren nicht, daß die aristokratische Gesellschaft die Vorurtheile seiner Mutter in Bezug auf einen Künstler von Namen theile; aber es wären eben die von ihm mir entgegengestellten Bedenken, welche mich hätten schweigen machen bis zu dieser Stunde.

»Sie haben ja in jeder Beziehung wie ein Ehrenmann gehandelt, Bester! Sie haben gehandelt, wie wir es nicht anders von Ihnen erwartet hatten,« beschwichtigte und versicherte mich Clamor, »aber Schweigen? — Lieber Freund, was verschweigt die Liebe, und nun gar die Liebe eines Künstlers? Und andererseits, was verschweigt die Eitelkeit einer schönen Frau? Was erräth nicht der Neid ihrer minder [311] schönen Freundinnen und der Scharfblick ihrer Bewerber? — Dora war von je Ihr Ideal! — Es war der Graf, der das und Ihre Liebe für meine Schwester erkannte, ehe wir Anderen noch ahnten, welch' ein bedeutendes Talent in Ihnen sich entwickelte. Jetzt sind Sie ein berühmter Mann, ein gefeierter Künstler, und natürlich gefällt und schmeichelt es der Gräfin außerordentlich, sich als das Ideal, als die begeisternde Muse von

Helmar Kronau betrachtet und genannt zu wissen, sich mehr oder weniger erkennbar in Ihren schönsten Bildern wiederzufinden; denn Ihre Phantasie verräth Sie — vielleicht gegen Ihren Willen!« schaltete er begütigend und verbindlich ein. »Aber,« fuhr er so rasch fort, daß eine Einwendung mir nicht möglich war, »als der Fürst jetzt zu den Jagden von den ostpreußischen Gütern seines Schwagers nach Waldritten gekommen war, als die Gräfin wider unser Wünschen und Erwarten die Hand des Fürsten mit so fester Bestimmtheit ausschlug, da regte sich die Vermuthung in uns Allen, welche meine Frau immer gehegt hatte, seit Sie wieder in Berlin sind, Sie wären nicht ohne Einfluß, nicht unbetheiligt an dem Verhalten meiner Schwester. Und ich verhehle es [312] Ihnen deshalb nicht, es ist mir sehr lieb, von Ihnen zu hören, daß wir uns irrten, besonders um meiner Mutter willen lieb, die Ihnen wirklich sehr zugethan ist.«

Sein Vertrauen, seine Nachrichten über die Werbung und Abweisung des Fürsten, seine Anerkennung meiner bescheidenen Zurückhaltung, und die Kränkung, welche eben darin für mich lag, die Versicherung von Frau von Marville's Zuneigung, die mir verloren gehen sollte, wenn sie mich zum Schwiegersohn gewänne: das Alles rasselte wie ein plötzlich niederschmetternder Hagelschauer kalt und doch aufregend auf mich nieder. Ich mußte mich wie unter einem solchen erst schütteln und mich besinnen auf das, was mir geschah und was mir zu thun oblag. Glücklicherweise brauchte ich nicht viel Zeit dazu, denn die wachsende Zuversicht auf Dora's Liebe tauchte wie die Sonne aus dem Wolkenwirtsal dieser Unterredung heller als je an meinem Horizonte auf.

»Ich habe Sie ruhig vollenden lassen,« sagte ich, »obschon die Voraussetzungen, von denen Sie ausgegangen, mir nicht die maßgebenden gewesen sind. Ich habe Ihnen eingeräumt, daß ich angestanden habe, [313] mich gegen die Gräfin auszusprechen, aber nur, weil ich mich nicht sicher fühlte, ob ihre Liebe stark genug, ihr Sinn groß genug sei, auf gewisse äußere Vorzüge ihrer gegenwärtigen Stellung, die ich vollauf würdige, zu verzichten.

Gewinne ich diese Ueberzeugung, komme ich zu der Gewißheit, daß Dora, gönnen Sie mir es auszusprechen, meinen in der Welt nicht mehr unbekannten Namen ebenso gern als den des Grafen Berkow trägt, dann, Herr von Marville, darf mein Ehrgefühl vor dem Reichthum der Gräfin nicht zurückschrecken. Dann, Herr von Marville, kann auch weder der Gedanke an die Wünsche Ihrer Familie, noch der besondere Hinweis auf Frau von Marville, die ich in größter Dankbarkeit verehre, mich abhalten so glücklich zu werden, als Sie durch eine feindliche Kugel und Ihre und Cäciliens muthige und feste Liebe, auch nicht auf den besonderen Wunsch der Ihren, es geworden sind.

Wir standen vor dem Kaffeehause.

»Ich habe gemeint, Ihnen mit meiner Aufrichtigkeit meine Achtung vor Ihnen und mein Vertrauen zu beweisen,« sagte Clamor.

»Ihrer Offenheit bin ich ebenso aufrichtig be[314]gegnet!« gab ich zurück. »Ich schuldete dieses Ihnen so wie mir. Mit der Entscheidung, welche die nächsten Tage bringen müssen, wird Einer oder der Andere sich in das Gleiche zu setzen haben: die Familie der alten Herren des Schlosses, oder des alten Dieners emporgekommener Sohn.«

Clamor fuhr auf, faßte und überwand sich aber ebenso schnell.

»Berechtigter Stolz gegen berechtigten Stolz!« sagte er mit einer Würde, die ihn in meinen eigenen Augen über mich stellte. »Aber diese Antwort, Helmar, war nicht gefordert und nicht von mir verdient. Ich wünschte meine Eltern, meine Schwester und auch Sie, vor Mißhelligkeiten und Kämpfen zu bewahren, deren drückende Schwere ich und Cäcilie lange Zeit empfunden und getragen haben. Sollte das nicht möglich sein sollte ich mich in der Anschauungsweise und in den Empfindungen der Gräfin täuschen — nun,« — und seine Stimme klang bewegt und weich, »nun so leistet ihr des Bruders Hand vielleicht weniger hart den Dienst, den ich und Cäcilie, wie Sie sagten, jener Kugel zu verdanken hatten, und bringt Sie leichter an das Ziel, das ich und meine Frau, wie ich Sie [315] wiederholt versichere, erst nach recht schmerzlichen

Zerwürfnissen und recht bitteren Leiden erreichen konnten.

Er traf mich mit den Worten tief.

»Verzeihen Sie mir, Marville,« bat ich, »ich schäme mich vor Ihnen.«

»Kein Wort darüber!« sagte er, indem wir uns die Hände schüttelten. »Zweifelnde und gekränkte Liebe ist immer ungerecht. Nun nichts mehr davon. Es ist gut, daß wir uns heute trafen. Die ganze Vergangenheit mußte einmal zwischen uns zum Austrag kommen. Wir haben uns an einander gemessen und haben uns zusammengefunden. Das ist für alle Fälle gut! Also auf Wiedersehen!«

Als er sich von mir wendete, sah ich nach der Uhr. Zu Dora zu gehen, war es für mich zu spät; aber ihm nachblickend, bemerkte ich, daß er den Weg nach ihrer Villa einschlug.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

So früh, als es am nächsten Morgen zulässig war, begab ich mich zu ihr. Ich ließ mich melden und ward angenommen. Sie war noch im Morgenanzug mit einem kleinen Häubchen auf dem Kopfe. Ich hatte sie niemals so gesehen. Es gab ihr einen frauenhaften Anstrich und machte sie mir zum ersten Male fremd erscheinen.

Sie stand, als ich bei ihr in ihr kleines Arbeitskabinet eintrat, vom Schreibtisch auf und hielt mir einen Brief entgegen, den sie zu siegeln im Begriff gewesen war.

»Willkommen!« sagte sie. »Ich erfuhr gestern von Clamor, daß Sie nach der Stadt gekommen wären, [317] und hatte Ihnen soeben geschrieben, Sie um Ihren Besuch zu bitten, denn ich habe einen Dienst — nun! ich will sagen, ein Opfer von Ihnen zu fordern, damit wir an den Punkt anknüpfen, an dem wir uns beim Abschied trennten.«

Sie war bleich und ihre Sprechweise unruhig und gepreßt.

»Sie sind unwohl Frau Gräfin!« sagte ich.

»Ich habe nicht geschlafen, das ist Alles!« entgegnete sie tief aufathmend, wie Einer, der seine Kraft zu sammeln hat. »Clamor kam gestern Abend zu mir, nachdem er Sie gesprochen hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, um was es sich zwischen ihm und mir gehandelt hat,« sagte sie darnach schnell. »Er hat sich redlich wie ein guter Bruder, wie ein Freund und wie ein Ehrenmann erwiesen. Ich habe ihn lange nicht nach Gebühr geschätzt, ich liebe ihn mehr als je, aber —«

»Gräfin!« bat ich, denn ich ertrugs nicht länger »spannen Sie

mich nicht auf die Folter. Was haben Sie beschlossen?«

Sie sah mich ernsthaft an.

»Sie haben mir es an dem letzten Abende sehr [318] hart und sehr entschieden ausgesprochen, daß Sie auch aus der Hand der Liebe kein Opfer anzunehmen vermöchten, welches von Dem, der es zu bringen hat, als ein solches empfunden wird!« sagte sie und ihre Stimme bebte bei den Worten. »Aber die Liebe und die Zufriedenheit meiner Eltern sind nichts Geringes!«

Ich erhob mich. Sie ließ es ruhig geschehen.

»Ich,« sagte sie darauf, »ich empfinde anders als Sie. Ich fordere ein Opfer von Ihnen!«

Und wie damals, als wir uns trennten, versicherte ich sie, daß sie zu befehlen habe; aber das Herz krampfte sich mir zusammen in der Brust.

»Nein,« versetzte sie, »ich habe nicht zu befehlen, und ich will's auch nicht. Aber Sie haben mir öfters wiederholt, Sie dächten fortan in Deutschland, in Berlin zu bleiben.« Sie sprach immer hastiger, immer leiser. »Gehen Sie fort! Gehen Sie nach Paris, so bald als möglich — auch wenn es Sie ein Opfer kostet! Um meinetwillen,« schaltete sie ein, »fordere ich das Opfer!«

Unwillkürlich deckte ich meine Augen mit der Hand.

Da fühlte ich ihre Hände auf meinen Schultern, und sich an mich lehnend, sprach sie, während ihre [319] Stimme in Thränen brach: »Denn ich will Vater und Mutter verlassen, und will mit Dir gehen! Und so wahr Gott lebt über Dir und mir — es ist mir kein Opfer, und Du brauchst mir nicht zu danken!«

Es giebt Glück, vor dem der Mensch verstummt und für das der Sprache auch in der Erinnerung der Ausdruck fehlt. Ich konnte kaum begreifen, was mir geschah. Ich brauchte Zeit, bis ich den wilden, den heißen Schlag meines Herzens bewältigte, bis ich es mit vollem Bewußtsein genoß, daß ich das geliebte Weib in meinen

Armen hielt, daß sie mein sei aus freier Entschließung, mein für immer.

»Dora! Dora! Ist es denn möglich? kann man so glücklich sein?« rief ich endlich aus.

Da schlug mitten in unserer gewaltigen Erschütterung ihr silberhelles Lachen an mein Ohr: »Tölpel! lieber Tölpel!« scherzte sie, »muß man Dir's denn ganz ausdrücklich sagen, daß man Dich liebt, auch wenn Du kein Wort davon über Deine Lippen kommen läßt? Muß man Dir's denn erst sagen, daß man [320] nicht sein und leben kann ohne ein so treues Herz als Deines?«

»Und Du konntest von mir gehen! konntest mir verbieten, Dir zu schreiben!« schmollte ich im Gedanken des Entbehrens.

»Mußte ich es nicht? mußte ich mich nicht prüfen fern von Dir, ob ich noch leben könnte ohne Dich? Mußte ich nicht erfahren, wie Du es verlangtest im stolzen Selbstgefühl des Mannes, daß ich Dein sei, weil ich fortan nichts Anderes sein kann als Dein um meinetwillen Dein! — Bist Du nun beruhigt? bist Du nun zufrieden, stolzer Mann?«

Ich hielt sie in meinen Armen; ich bedeckte sie mit meinen Küssen, und froh in meinem Glücke jubelte ich: »Ich hab' Schön Rohtraut's Mund geküßt!«

»Ja! ja! und sollst ihn küssen viel tausendmal! Ach Helmar! wie ich das Bild verstand und wie mich's rührte seinerzeit!« sagte sie. »Aber damals, obschon ich Dich liebte, mehr als ich's wußte und verstand, damals hätte ich nicht Dein sein mögen! und ich hatte das Alles dem Grafen gesagt und meiner Mutter!« — Sie legte ihre Hand in die meine und sprach, indem sie ernst zu mir emporsah: »Daß ich [321] Dich von der Stunde an, da ich Dich wiedersah, in Deinem ganzen Werth zu schätzen wußte, daß ich Deinen Namen mit ebensolchem Stolze wie den seinen tragen und Dir wie ihm,« sie lehnte sich sanft an mich, »eine dienstbare und gehorsame Frau sein werde das, Helmar! das Alles und noch vieles, vieles Andere, das danken wir dem Grafen. Ich war ja wirklich noch ein Kind, als er mich zur Frau nahm. Ich wußte so wenig von mir selbst, und er war

klug und gut. Ich hatte ihn lieb, sehr lieb. Aber Dich! Ach!« jubelte sie auf, und es klang zu mir nieder wie heller Lerchenschlag, »Dich! Dich liebe ich so sehr!«

Ich küßte ihr die Thränen von den lieben Augen. Unser Erinnern trug uns in den flügelschnellen Stunden weit in die Vergangenheit zurück, unser Hoffen in die Zukunft; und doch forderte die Gegenwart ihr Recht und unser besonnenes Erwägen.

Die gute Amalie ward zuerst herbeigerufen. Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, ob sie Dora zu bewundern oder sich anzuklagen habe. Sie hatte es lang geahnt, längst gesehen! Nach Waldritten wagte sie nicht zu denken. Flucht und Ver[322]borgenheit schienen ihr der einzige Ausweg, und in fassungsloser Rührung über ihres Lieblings frei gewähltes Liebesglück, senkte sie in komischer Verzweiflung ihr schuldbeladenes, sanftes Haupt.

Wir hatten Clamor und Cäcilie von unserer Verlobung zu unterrichten, hatten die Zustimmung von Dora's Eltern zu unserer Ehe zu erbitten. Sie ward uns nicht zu Theil.

Der General schrieb uns, Dora sei in jedem Sinne frei, über ihre Zukunft und über ihre Handlungen zu entscheiden. Er könne sie in ihrem Vorhaben nicht hindern, könne es aber nicht billigen. Er sowohl als Frau von Marville wendeten sich mit ernster, dringender Mahnung auch an mich. Die schweren Stunden, welche Clamor uns verheißen hatte, haben uns nicht gefehlt; aber auch Clamor und Cäcilie haben uns nicht gefehlt, und ihre Stellung war nicht leicht. Sie mußten vorsichtig zu Werke gehen, wenn sie uns nützlich sein wollten.

Beide waren sie der Meinung, daß wir, um Aufsehen zu vermeiden, für das Erste fortgehen, daß wir unsere Verbindung im Ausland schließen sollten. Mir widerstand der Vorschlag. Je romantischer in [323] den Augen gewisser Leute unsere Heirath war, um so bürgerlicher mußte sie vor ihren Augen geschlossen werden. Was wir zu thun als unser Recht ansahen, das mußten wir offenkundig thun, und Dora stimmte mir aus voller Ueberzeugung bei. Auch Clamor und Cäcilie fügten sich endlich dieser Ansicht,

aber sie lehnten es aus Rücksicht auf die Eltern ab, unserer Trauung beizuwohnen. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, ward Dora mir verbunden, an derselben Stelle, an welcher ich sie in ihrem Saale nach langen Jahren der Entfernung zum ersten Male wieder gesehen hatte.

Am Tage vor unserer Trauung ging ich den Ring für Dora auszusuchen. Clamor war mit mir. Als ich den schlichten goldenen Reif gewählt hatte, bezahlte ich ihn mit einem Dukaten und einem Fünfthalerschein.

»Wie kommen Sie jetzt noch zu dem alten Goldstück?« fragte Clamor mich.

»Den Dukaten schenkte mir Ihr Vater, als ich zum Gesellen freigesprochen werden sollte, für die Wanderschaft; und den Schein« — er sah mich fragend an — »den Schein drückten Sie dem Dragoner Kronau in der Kaserne in die Hand, mit dem Be[324]merken, die Stunde würde schon noch kommen, in der ich ihn benützen könnte. Besser als in dieser Stunde und zu diesem Zwecke weiß ich ihn nicht zu nützen!«

»Du guter, lieber Mensch!« rief Clamor, und ich sah's ihm an, er wäre mir um den Hals gefallen, wäre der Juwelier nicht dagewesen. — »Weiß das Dora?« fragte er.

»Nein! noch nicht!«

»So laß mich's ihr sagen!« bat er, und von der Stunde an, nannten wir uns Du, als Brüder und als Freunde.

Nach anderthalb Jahren, als der Schnee im Frühling fortgeschmolzen war und das neue Leben in der Natur erwachte, da schlug unser erstes Kind auch seine Augen zum Lichte auf, wie seine Mutter schön.

Ich schickte Dora's und der Kleinen Bild nach Hause, eine Mutter mit dem Kinde holdselig wie nur Eine! — Der Eltern Wunsch, die Kleine auf ihrem Grund und Boden taufen zu lassen, war darauf die Antwort. Im Sommer gingen wir sammt und sonders zu den Eltern in die Heimat.

An demselben Taufstein, an welchem seit ein paar hundert

Jahren das von Waldern'sche Geschlecht, an [325] welchem einst mein guter Vater und wir Alle die Taufe, und ich als erste Gunst der Schloßherrschaft den Namen Helmar zum Geschenk erhalten hatte, stand meine alte, treue Mutter, in Freuden strahlend, neben ihrer Herrschaft, das gemeinsame Enkelkind, unsere kleine Helmine, aus der Taufe zu heben.

Meine Schwiegermutter war noch immer schön, und sie ist es heute noch durch ihre Lieb' und Güte. Der General aber liebt, seit ich sein Schwiegersohn geworden bin, und seit er sich überzeugt hat, daß die Gräfin Berkow als des Malers Kronau Frau in der Gesellschaft nichts verloren hat, es zu erzählen, wie er mit fester Hand mir meinen Weg gewiesen, wie frühe strenge Schulung und Disziplin auch mir zum Heile ausgeschlagen sind.

Er fährt nach seinen Theorien zu erziehen und zu regieren fort; und wer will es sagen, ob nicht noch mehr solche Naturburschen wie ich auf unseren Wiesen und in unseren Wäldern ihm unter die Hände kommen und gerathen werden? Mein Erfolg hat ihm zum Experimentiren Lust gemacht und Muth — und Töchter hat er ja nicht mehr! Sogar Cäcilie hat es allmälig, wenn auch nicht leicht, verschmerzt, daß sie keinen [326] Fürsten in die Familie bekommen haben, daß Dora ihren Willen durchgesetzt wie Clamor, daß sie nichts, gar nichts vor uns Anderen voraus hat, weil auch wir von unserer romantischen Vergangenheit zu reden haben, so wie sie.

Nur Leonhard fand von Anfang an Alles sehr natürlich, Alles wie es sich gehörte. Cäcilie hatte ihm geschrieben, wie wir uns getrennt, wie wir uns dann gefunden hatten. Sie mochte ihm dabei wohl auch berichtet haben von der Verwunderung der Leute über die Liebesheirath der Gräfin Berkow mit einem bürgerlichen Künstler, mit dem Sohn von ihrer Eltern Kammerdiener, und wie diese Verwunderung dann in Bewunderung und Freundschaft ausgeschlagen sei für uns beide Glücklichen.

»Was war denn dabei Großes zu verwundern?« fragte er in seinem Briefe an die Schwester; und mit der Lust am Scherze, die ihn nie verließ, parodirte er:

»Stand's ihm doch an der Stirn geschrieben,
Daß ihn die Weibchen mußten lieben!

aber dafür muß er für Schön Rohtraut nun auch malen, was sie will und wie sie's will: den Teufel und den Doktor Faust, und Luna und den olympischen [327] Siebenschläfer, wenn sie es begehrt, obschon ihr Herz bei diesem seine Rechnung schwerlich finden würde.«

Und ich habe ihn ihr gemalt, so wie sie sich den Mythus vorgestellt: den jungen schlummernden Jäger, zu dem ein Götterweib herniederstieg. — Sie haben sich gewundert, die Kritiker, haben es gelobt, daß ein Genremaler einen so großen historischen Sinn in solch' kleines Bild gelegt.

Sie wußten nicht, welch' himmlische Historie sich in dem Bild für mich verbarg, und meine Modelle, selbst für den kleinen Liebesgott an Luna's Seite, hatte ich nicht weit zu suchen!

Die Skizze dieses Bildes schloß das kleine Heft. — Nur die Worte hatte er noch darunter gesetzt: »Freuen Sie sich mit den Glücklichen, und nehmen Sie mit der Darstellung vorlieb, denn, wie ich Ihnen gleich am Anfang sagte, das Schreiben ist die Sache nicht von

Helmar Kronau.«

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
George Frederick Watts:
Endymion. Ca. 1872.
(Vgl. Kapitel 22.)

Textvorlage
Fanny Lewald:
Helmar. Roman.
Berlin: Otto Janke, 1880.
Scan des MDZ plus eigene OCR.

© whink | im März 2026
whink44@posteo.de